1,30 DM / Band 34
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Dracula gibt sich die Ehre

Belgien F 24 / Frankr. F 3.20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. f 1.60 / Schweden kr 3.75 i.m. / Spanien P 60



Dracula gibt sich die Ehre

John Sinclair Nr. 34

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 27.02.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Dracula gibt sich die Ehre

Der Geruch von Tod, Moder und Verwesung drang uns entgegen.

Und eine knochige Klaue!

Blitzschnell packte sie zu. Gekrümmte Finger schlossen sich um mein rechtes Handgelenk, zerrten es herunter, so daß die Mündung meiner Beretta in die dunkle, unauslotbare Tiefe zeigte.

Ein höhnisches Kichern drang an meine Ohren. Dann ein Ruck, und im nächsten Augenblick wurde ich nach vorn gerissen, direkt auf den Abgrund zu. Ich schrie auf. Und da handelte Suko.

Mit einem raubtierhaften Satz hechtete mein Partner vor und bekam mich gerade noch zu fassen, ehe ich vollends in der Schachtöffnung verschwand.

Hart riß mich mein chinesischer Freund und Partner zurück. Ich landete auf dem Rücken und überschlug mich mehrere Male, während aus dem Schacht eine Horrorgestalt auftauchte. Bei ihrem Anblick lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. Die Gestalt war ein qualliges Wesen und sah aus wie eine wabernde, kugelförmige Masse. Sie schimmerte grünlichgelb, war teilweise durchsichtig, und unter dieser geleeartigen Haut zogen sich dicke Aderstränge kreuz und quer wie das Netz einer Spinne. Ein Gesicht hatte das Wesen nicht, und wenn, dann zerfloß es von einer Sekunde zur anderen und formte immer neue Gebilde.

Überlange Arme reichten bis zum Boden. Wenn sie Kontakt hatten, sonderten sie eine Flüssigkeit ab, die organische Substanzen aufnahm und verdaute.

Zum Beispiel Käfer und Hasen. Vielleicht auch Wölfe – und Menschen. Ja, auch letztere.

Denn dieses Wesen war ein Ghoul!

Es gehörte zu den schlimmsten Dämonen, die man sich vorstellen konnte. Ghouls wurden selbst von den eigenen Mitgliedern der Dämonenfamilien verstoßen. Man ließ sie nur unwillig am Leben, und sie hausten meist auf alten Friedhöfen, tief unter der Erde, wo sie sich Gänge von einem Grab zum anderen gruben.

Wovon sie sich ernährten, brauche ich nicht zu schreiben. Jedesmal, wenn ich einen Ghoul sehe, schüttelt es mich. Dort, wo mich die Klaue berührt hatte, brannte meine Haut, als hätte man sie mit Säure übergossen. Die Taschenlampe hatte ich bei dem Sturz verloren. Sie lag neben einem schiefen Grabstein und brannte weiter.

Aber ich hielt noch meine Beretta in der Hand. Pfifft!

Das Geräusch klang hinter mir auf, und ich wußte, daß Suko mit der Druckluftwaffe geschossen hatte. Er traf die Mitte des Körpers, doch der Ghoul schluckte den Eichenbolzen und ging weiter. Ich war sein Ziel.

Die Gestalt des schleimigen Monsters wurde von den Nebelschwaden umspielt. Die bizarren Wolken tanzten geisterhaft um sie herum. Eine Schleimspur löste sich von den klumpigen Füßen des Ghouls und rann auf mich zu. Im Liegen schoß ich. Zweimal bellte die Beretta auf.

Beide Silberkugeln trafen genau ins Ziel. Ghouls – so schrecklich sie auch sind – gehören zur unteren Kategorie der Dämonen. Sie sind gegen geweihtes Silber nicht gefeit. Und auch dieser war es nicht.

Seine unförmige Gestalt sank zusammen, wurden von innen heraus zerstört. Sie degenerierte zu einem breiigen Schlamm, der langsam im Boden versickerte.

Der Ghoul, der wahrscheinlich die Jahrhunderte in Rumäniens ungeweihter Erde verbracht hatte, hauchte sein dämonisches Leben endgültig aus.

Ich hatte dafür gesorgt. Nach den restlichen Vampiren brauchten wir nicht weiter zu suchen.
Der Ghoul hatte sie getötet…
Trotzdem nahm ich meine Lampe, und ich leuchtete in den Schacht. Irgendwo in der Tiefe glaubte ich, bleiche Gebeine schimmern zu sehen. Ich konnte mich aber auch getäuscht haben.
Hinter mir sprachen der alte Marek und Suko. Marek wußte nicht, welch ein Ungeheuer uns attackiert hatte. Suko klärte ihn auf.
Ich aber steckte meine Waffe weg, griff zu den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an. Nachdem der Ghoul vergangen war, hatte auch das Brennen auf meiner Haut nachgelassen. Ich setzte mich auf einen Grabstein und dachte nach. Was hatten wir bisher erreicht? Einen Teilerfolg, mehr nicht.
Mit dem Absatz drückte ich die Zigarette aus. Die anderen sahen darin so etwas wie ein Startzeichen und traten langsam auf mich zu. Ich stand auf.
»Wo könnte sich Kalurac noch aufhalten?« fragte ich und wandte mich dabei an den alten Marek. »Vielleicht ist er auf sein Schloß zurückgekehrt.«
»Wir sollten nachschauen«, meinte Suko.
Ich überlegte, ob es Sinn hatte, stimmte dann aber zu. Ich wollte mir nicht nachsagen lassen, nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft zu haben. »Wie weit ist es?«
Marek hob die Schultern. »Wir können in einer halben Stunde dort sein. So gegen Mitternacht.« Ich war einverstanden.
Wieder machten wir uns auf den Weg, trotteten durch die Nebelbrühe und mußten achtgeben, nicht mit dem Kopf gegen irgendwelche Bäume und tief hängende Äste zu stoßen. Es sollte zwar ein Saumpfad zur Burg führen, aber den fand Marek in der Nebelbrühe nicht. So quälten wir uns weiter durch den Wald und taten etwas für die Kondition.
Einmal huschte ein Nachtvogel dicht über meinen Kopf hinweg, und ich erschrak heftig.
Wir wateten durch feuchtes Laub, das oft glitschig war wie eine Eisfläche, so daß wir manchmal auf dem steil nach oben führenden Weg zurückrutschten.
Schließlich verließen wir den Wald und standen auf einer Lichtung. Der Nebel hing vor uns wie eine Wand aus Watte. Nur allmählich schälten sich die Umrisse aus dem Dunst, als wir uns näherten.
Ich erkannte, daß das Schloß schon ziemlich verfallen war. Es mußte eine wechselvolle Geschichte hinter sich haben. Durch große Löcher in den Außenmauern krochen lange Nebelschleier und wehten wie Fahnen über den Innenhof. Marek führte uns dorthin, wo er in das Verlies gestiegen war. Wir gingen den gleichen Weg, und meine

Lampe leuchtete die Dunkelheit aus. Ein fauliger Geruch strömte uns entgegen. Dann hatten wir das Verlies erreicht, in dem der Pfähler Petroc Jure getötet hatte.

Der Mann lag noch immer da.

»Ich – ich – hatte einfach noch keine Möglichkeit gefunden, ihn zu begraben«, entschuldigte er sich. »Ich werde mich aber später darum kümmern.«

Ich ging inzwischen auf den offenen Sarkophag zu und leuchtete mit der Lampe hinein. Das Tierblut war getrocknet und hatte eine dicke Kruste gebildet.

Sonst war die Grabstätte des Vampirs leer. Ebenso leer und verlassen wie der gesamte Komplex. Wir entdeckten nicht eine Spur von Leben in dem Schloß.

Als wir den Rückweg antraten, war der neue Tag schon angebrochen. Ich war nicht der einzige, der die Müdigkeit spürte, auch Marek gähnte hin und wieder. »Ein paar Stunden Schlaf werden uns guttun«, meinte er. Das Dorf war völlig ausgestorben. Ich kam mir vor wie in einer Geisterstadt. Kein Laut unterbrach die drückende Stille. Es gab kein Echo unserer Schritte – nichts, nur dieses drückende, graue, feuchte Gefängnis. Vielen Menschen schlug der Nebel aufs Gemüt. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich die Leute verstehen.

Wir erreichten das Haus des Schmieds, und Marek wunderte sich, daß noch Licht brannte.

»Wieso ist Marie noch nicht im Bett?« fragte er mehr zu sich selbst als zu uns. »Sonst kann sie nie früh genug in die Federn kommen.«

»Sie wird sich Sorgen gemacht haben«, erwiderte ich.

Marek schloß auf. »Mal sehen.«

Der Pfähler hatte erst zwei Schritte über die Schwelle getan, als er, wie vor eine Wand gelaufen, stehenblieb.

»Marie!« schrie er, lief auf seine Frau zu und kniete neben ihr nieder.

Jetzt sahen auch wir, was geschehen war.

Marie Marek hockte auf dem Boden. Sie hielt ein großes Holzkreuz umklammert, und neben ihr lag eine ältere Frau, die wir nicht kannten, die aber auf dem Rücken deutlich das Zeichen des Kreuzes eingebrannt hatte.

Diese Frau mußte ein Vampir gewesen sein, doch sie lebte nicht mehr. Es sah so aus, als hätte Marie sie getötet.

Frantisek Marek faßte seine Frau an beiden Schultern. »Was ist los?« rief er verzweifelt. »So rede doch, um Himmels willen!«

Sie deutete auf die Frau. »Sie ist tot!« flüsterte sie kaum hörbar.

»Wer ist es?« fragte ich den Pfähler. »Kennen Sie die Tote?«

»Ja«, erwiderte er mit schleppender Stimme. »Es ist Suva Varescu, die Frau aus…«

»Dann befand sie sich nicht auf dem Friedhof«, meinte Suko.

»Es sieht so aus«, sagte ich. »Vielleicht müssen wir sogar damit rechnen, daß noch mehr Mitglieder der Familie leben.«

Marek drehte den Kopf und sah mich dabei von unten her an.

»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand!«

Ich hob die Schultern. »Sicherheitshalber müßten wir das Dorf durchsuchen.«

Da mischte sich die Frau ein. »Sie – sie ist allein gekommen«, erklärte sie. »Sie hätte mir sonst etwas davon gesagt. Sie war sich ihrer Sache sicher. Sie wollte mich zu einem Vampir machen, damit wir gemeinsam das Dorf…«

Marie Marek redete nicht mehr weiter. Ein Weinkrampf schüttelte sie.

Der Pfähler tröstete sie. »Jetzt ist alles gut«, sagte er. »Ich bin bei dir, und vor den Vampiren brauchst du dich auch nicht mehr zu fürchten.«

»Habt ihr – habt ihr sie…?«

»Ja, Marie, wir haben sie getötet!«

»Dem Himmel sei Dank!« schluchzte die Frau. Sie stand auf.

»Am besten ist, Sie legen sich hin«, sagte ich und versuchte ein Lächeln. »Der Schlaf wird Ihnen guttun. Morgen sieht bereits alles anders aus.«

Die Frau nickte. Dann deutete sie auf die Tote. »Was geschieht mit ihr?«

Ich gab die Antwort. »Wir werden sie begraben. Machen Sie sich darüber keine Sorgen.«

»Jetzt komm aber«, sagte Marek. »Du mußt dich hinlegen, Marie.«

Sie ging mit ihrem Mann. Wir hörten sie noch sprechen. »Ich war so allein, Frantisek. Niemand hat mir geholfen. Da habe ich gebetet und das Kreuz genommen. Plötzlich gab mir der Herrgott die Kraft, die Hölle zu besiegen.«

Suko und ich betraten die Küche. Wir setzten uns dort an den Tisch, nicht ohne zuvor die nassen Jacken ausgezogen zu haben.

Niemand von uns sprach. Nur die alte Uhr an der Wand tickte.

Fünf Minuten später war Marek wieder zurück. Er deutete mit dem Daumen gegen die Decke. »Marie schläft jetzt. Sie war völlig erschöpft.«

»Kein Wunder, bei dem, was sie hinter sich hat.« Ich stand auf.

»Eine andere Frage. Sollen wir die Frau jetzt begraben?«

»Ich bin dafür.« Marek nickte in Richtung Fenster. »Noch ist es neblig. Da sieht uns wenigstens niemand.«

»Wissen Sie einen Platz?«

Marek nickte. »Ja, hinter dem Haus habe ich einen kleinen Garten. Dort könnte sie liegen.« Suko und ich waren einverstanden.

»Dann los«, sagte ich, und meine Stimme klang belegt. Ich hatte den Eindruck, als wollte niemand den ersten Schritt wagen. Wir gingen

wieder hinaus in den Flur, und ich machte den Anfang. Unter den Schultern faßte ich die Tote, während Suko ihre Beine nahm. Marek öffnete inzwischen die Hintertür. Wieder einmal traten wir hinaus in die feuchte, neblige Luft. Wir gingen an der Schmiede vorbei, bogen um die Ecke und erreichten den kleinen Garten.

Geisterhaft starr wirkten die Obstbäume mit ihren kahlen Ästen. Wir durchquerten den Garten und hielten an der hintersten Ecke an.

»Ich hole Werkzeug«, sagte Marek. Er verschwand und kehrte wenig später mit zwei Spaten zurück. Suko und er gruben.

Marek hatte noch eine alte Decke mitgebracht. Gemeinsam wickelten wir die Tote darin ein und legten sie dann in das frisch geschaufelte Grab.

Marek sprach ein kurzes Gebet. Danach häuften wir die Erde über den starren, kalten Körper, klopften sie fest und gingen wieder zurück ins Haus.

In der Küche setzten wir uns um den Tisch. Der Pfähler holte den Selbstgebrannten hervor. Jeder von uns hatte jetzt einen Schluck verdient. Schweigend tranken wir. Jetzt kam mir das Zeug auch nicht mehr so scharf vor wie beim erstenmal.

»Ich werde keinem Menschen etwas davon sagen, wer in unserem Garten liegt«, versprach Marek. »Und auch meine Frau wird schweigen, dafür garantiere ich.«

»Wer weiß in Petrila überhaupt, daß der Schwarze Graf wieder zum Leben erweckt worden ist?« fragte ich.

»Nur meine Frau und ich«, antwortete Marek. »Die anderen sind alle gestorben.«

»Und der Bürgermeister?«

Marek grinste bitter. »Er ist ein alter Narr und Dummkopf. Außerdem ein Bonze und Quatschmaul. Er wird sich natürlich seine Gedanken machen, aber die Wahrheit wird er kaum erfahren oder sich zusammenreimen können. Dazu ist er zu dumm.«

»Eine sehr hohe Meinung scheinen Sie nicht von Ihrem Dorfoberhaupt zu haben«, sagte ich.

»Das stimmt. Ich mag eben keine Menschen, die ihre Fahne nach dem Parteiwind drehen.« Marek wechselte das Thema. »Und Sie, was haben Sie jetzt vor? Eigentlich ist Ihre Aufgabe doch hier in Petrila erledigt – oder nicht?«

»So gesehen schon«, gab ich dem Mann recht. »Obwohl wir gar nicht viel getan haben. Sie waren der wertvolle Mann, der alles in die Wege geleitet hat.« Marek winkte ab.

Suko drehte sich auf seinem Stuhl zu mir um. »Dann stünde einer Rückreise nach London eigentlich nichts mehr im Wege«, meinte er. »Denk an die Zeitschriften, die Bill mitgebracht hat. In den Artikeln war immer von Vampiren die Rede.«

»Meinst du, die Erweckung des Schwarzen Grafen steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorfällen?«

»Das glaube ich.«

»Mit anderen Worten, die Gefahr braut sich nicht mehr hier zusammen, sondern auf der Insel, zum Beispiel.«

Suko nickte ernst. Auch ich hatte bereits mit ähnlichen Vermutungen und Gedanken gespielt, sie aber noch als zu phantastisch abgetan. Doch je mehr ich die Sache durchleuchtete, um so wahrscheinlicher erschien es mir, daß Suko recht hatte.

»Meinetwegen steht einem Aufbruch nichts mehr im Wege«, sagte ich.

»Sie wollen heute schon nach England zurück?« fragte Marek.

»Ja.«

»Dann nehmen Sie mich mit.«

Suko und ich schauten uns überrascht an, während Marek lächelte.

»Was ist an meinem Wunsch so ungewöhnlich? Denken Sie an das Erbe, das ich übernommen habe. Ich will Kalurac vernichten, und wenn ich dabei mein Leben verliere.«

Aus seiner Sicht war das sicherlich logisch, und eigentlich hatte ich keine Einwände.

»Aber was wird Ihre Frau dazu sagen?« warf ich ein.

»Marie? Sie hat selbst einen Vampir getötet und wird mir sicherlich recht geben.«

Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Okay, dann fliegen Sie mit.«

***

Bill Conolly grinste sein Spiegelbild an und band mit genau abgezirkelten Bewegungen seine Krawatte. Sheila hatte sie ihm gekauft, passend zu dem blauen Seidenhemd, das er zu seinem neuen Anzug erstanden hatte.

Was tat man nicht alles, wenn man ins Theater ging. Und der Abend sollte im Theater beginnen, in einem Restaurant fortgeführt werden und in einer kleinen Bar enden… Enden?

Bill lächelte, als er daran dachte. Enden würde dieser Abend dort bestimmt noch nicht. Wenn das Taxi sie nach Hause gebracht hatte und das Kindermädchen dann weg war – Bill pfiff durch die Zähne. Das war es, worauf sich ein Mann freute, wenn er mit einer hübschen Frau verheiratet war. Das behauptete Bill jedesmal.

Und seitdem der kleine Johnny auf der Welt war, konnte man das Glück im Hause Conolly als Dauergast bezeichnen. Der Kleine machte ihnen wirklich Freude.

Dem Patenonkel zu Ehren hatten sie ihn John getauft. Vielleicht würde er später ein ebenso berühmter Geisterjäger werden wie John

Sinclair. Doch wahrscheinlich ließ Sheila diesen Plan scheitern. Sie sah es auch nicht gern, wenn Bill hin und wieder gemeinsam mit John Sinclair ein gefährliches Abenteuer durchfocht. Klar, daß sich eine liebende Ehefrau da Sorgen machte. Bill hatte zwar versprochen, nichts mehr zu unternehmen und brav zu Hause zu bleiben, aber hin und wieder packte es ihn doch. Da mußte er einfach raus. Außerdem steckte er schon viel zu tief mit drin. Die Dämonen wußten, daß nicht nur John Sinclair ihr erklärter Feind war, sondern auch Bill Conolly. Und oft griffen sie ihn und seine Familie direkt an. Bill dachte oft an seinen Freund aus alten Tagen. Auch jetzt wollten die Gedanken kommen, doch Sheila unterbrach sie. »Bist du fertig, Bill?«

»So gut wie.«

»Dann komm doch mal rüber!«

Sheila kleidete sich im Nebenzimmer an. Sie hatte ein neues Kleid angezogen, wahrscheinlich wollte sie sich Bill darin präsentieren.

Doch der Reporter täuschte sich. Sheila bekam den Verschluß nicht richtig zu.

Das Kleid war ein Traum in Himmelblau. Schulterfrei reichte es bis zu den Knöcheln, wurde normalerweise von zwei schmalen Trägern gehalten, die hinter dem Hals zusammengeknotet wurden. Und eben dieser Schleifenverschluß bereitete Sheila Schwierigkeiten. »Hilf mir doch mal, Bill!«

Lächelnd nahm der Reporter die beiden Träger in die linke Hand, während die Fingerkuppen der rechten sacht, aber fordernd zugleich über Sheilas gebräunte Haut strichen und dabei auch die schulterlangen blonden Haare berührten. »Weißt du, wie sehr ich dich liebe, Darling?« flüsterte Bill seiner Frau ins Ohr.

Sheila lehnte sich zurück und preßte sekundenlang ihren Körper gegen ihn. »Doch nicht jetzt, Bill – nachher…«

»Wir haben noch Zeit. Ich meine…«

Sheila machte sich frei. Die Träger glitten Bill aus den Händen, und das Kleid rutschte zu Boden.

Bill Conolly pfiff durch die Zähne, als er den hauchdünnen Seitenträger des BHs sah, der sich über Sheilas formvollendeten Rücken schmiegte. »Wenn das kein Anblick ist.«

Hastig zog Sheila ihr Kleid wieder hoch. Dabei lachte sie. »Du bist unverbesserlich, Bill.«

»Und du bist die schönste Mutter, die ich kenne!«

»Dann sei ein braver Ehemann und hilf mir, sonst kommen wir tatsächlich zu spät.«

Bill gab noch nicht auf. »Wäre kein Weltuntergang.«

Sheila lächelte und drehte ihrem Mann dabei den Rücken zu. »Du vergißt das Kindermädchen, mein Lieber.«

»Polly schicken wir wieder weg.«

»Ich habe mich aber auf den Theaterabend gefreut, Bill.«
»Meine Kunst ist stärker.« Bill hatte die Schleife noch immer nicht gebunden. Da schellte es.
»Das ist Polly«, sagte Sheila. »Bitte, beeil dich, Bill.«
»Du willst tatsächlich ins Theater gehen?«
»Ja, das weißt du doch!«
Da ließ Bill die Träger wieder aus der Hand rutschen und verschwand lachend, bevor ihm Sheila irgend etwas nachwerfen konnte.
Polly befand sich noch vor dem Tor. Sie mußte erst den großen Vorgarten durchqueren, um zum Haus zu gelangen. Durch einen elektrischen Impuls glitt das Tor zur Seite, nachdem sich Bill vergewissert hatte, daß es tatsächlich Polly war. Sie lenkte ihre Ente den gewundenen Weg hoch und parkte vor dem Haus. Bill erwartete sie in der offenen Haustür. Polly war zwanzig, vollschlank, hatte kurzes, rotblondes Haar und unzählige Sommersprossen im Gesicht. Ihre Jeans saßen so eng, daß die Nähte fast gesprengt wurden, und der Pullover war nicht nur vorn gut gefüllt. Sie gab nicht zum erstenmal auf den kleinen John acht und kam gut mit dem Winzling klar.
»Hallo, Mr. Conolly«, sagte sie forsch, »da bin ich, pünktlich wie immer.«
Bill reichte ihr die Hand. »Und ich dachte, die Studenten von heute wären alle unpünktlich.«
Polly lächelte. »Nicht, wenn's ums Geld geht.«
»Da haben Sie recht.« Bill schlug sich gegen die Stirn. »Ach so, Geld, hier haben Sie einen Schein.«
Der Reporter reichte ihr eine Zehn-Pfund-Note. Pollys grüngraue Augen wurden groß. »Mann, Sie sind aber großzügig. Das Gehalt lasse ich mir gefallen. Dazu noch freie Verpflegung.« Sie gingen ins Haus.
Gerade kam Sheila durch den Flur. »Ah, Polly«, rief sie. »Ich grüße Sie.«
»Toll sehen Sie aus«, sagte Polly. »Da sieht man wieder, wo das Geld steckt.«
Bill winkte ab. »Alles halb so schlimm«, erwiderte er anstelle seiner Frau.
»Wie heißt denn das Theater, in das Sie gehen?« fragte Polly.
»Das Coliseum Theatre, nicht weit vom Piccadilly.«
Polly nickte. »Vornehmer Laden. Und Sie, Mr. Conolly, ohne Smoking?«
Bill grinste. Er mochte Pollys forsche Art. »Es ist erstens nur ein Musical und zweitens keine Premiere.«
»Und wie heißt das Stück?« Pollys große Eigenschaft war die Neugierde.

»The King and I. Uralt das Stück, aber mit Broadway-Besetzung. Soll gut sein.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Vergnügen. Und denken Sie daran. Ich sammle Programmhefte.«

»Bringen wir alles mit.«

Polly wandte sich an Sheila. »Schläft der Kleine schon, Mrs. Conolly?«

»Ja. Aber kommen Sie, Polly, ich habe Ihnen in der Küche einiges aufgeschrieben, was Sie unbedingt beachten müssen.« Die beiden Frauen verschwanden.

Bill ging solange in den Livingroom. Er pflanzte sich in einen Sessel, qualmte noch eine und schaltete den Fernseher an. Werbung und Nachrichten, etwas anderes bekam Bill nicht vorgesetzt. Auf einem anderen Kanal lief eine amerikanische Western-Serie. Sie war aber auch nicht viel besser. Dann stand Sheila im Zimmer. »Bist du fertig, Bill?«

Der Reporter sprang auf. »Schon längst.«

»Dann komm auch.« Sheila hatte sich eine weiße Hermelinjacke über die nackten Schultern gestreift. Eine schlichte, aber echte Perlenkette lag um ihren schlanken Hals. In der rechten Hand trug sie ein schmales Täschchen. »Nimmst du mich so mit?«

Bill breitete die Arme aus. »Bis ans Ende der Welt, Darling«, lachte er, ging auf seine Frau zu und hauchte ihr einen Kuß auf die Nasenspitze.

Zu Johnny wollten sie nicht mehr ins Zimmer. Sheila hatte Angst, daß der Kleine wach wurde.

Polly stand an der Tür, als die beiden Conollys das Haus verließen. »Dann wünsche ich Ihnen noch viel Spaß!« rief sie. »Und amüsieren Sie sich gut.«

»Danke, das werden wir!« rief Bill zurück. Mit dem Porsche führen sie bis zum Tor. Bill konnte es auch vom Wagen aus bedienen. Sie verließen das Grundstück und bogen in die stille Villenstraße ein.

Keiner von ihnen sah den dunklen Leichenwagen, der zwischen den Bäumen parkte.

Jetzt stiegen zwei Männer aus. Dunkel gekleidete Gestalten mit bleichen Gesichtern.

Als sie für den Bruchteil einer Sekunde den Lichtschein einer Laterne streiften, blitzte im Mundwinkel des einen Mannes ein heller Blutstropfen auf. Ein Zeichen, daß er sich heute schon seine »Nahrung« geholt hatte.

Die Gesichter der Männer blieben unbewegt, als sie mit steifen Schritten das Grundstück der Conollys ansteuerten… D. Kaluracs Plan trat in die Phase zwei!

***

Der wulstige Zeigefinger des Mannes wanderte langsam über die Spalten der Anzeigenseite. Man vernahm nur das hastige Keuchen und hin und wieder einen Seufzlaut. Es waren Anzeigen besonderer Art, die sich der Mann da herausgesucht hatte.

Kontaktanzeigen…

Fotomodelle, Hostessen, Mannequins und angebliche Studentinnen boten ihre Dienste an. Die Telefonnummern standen gleich dabei.

Die dicken Finger packten einen Stift, zogen dicke rote Striche, rahmten ein bestimmtes Kästchen ein.

Rothaariges Mannequin bietet Privatvorführung. Jederzeit. Auch nachts.

Das war es, was der Mann suchte. Seine dicken Finger begannen die Wähltasten zu drücken.

Er lauschte atemlos. Dann eine Stimme. Leicht rauchig, nach Sünde klingend. Auf jeden Fall gut einstudiert. »Hallo?«

»Sie kommen auch abends?«

»Ja.«

»Gut, ich erwarte Sie bei mir.«

Lachen. Gurrend und lockend zugleich. »Soll ich irgend etwas mitbringen?«

»Nein, nein, alles normal. Warten Sie, ich gebe Ihnen die Adresse. Sie ist leicht zu finden.« Der Mann gab die Anschrift durch und legte auf.

Mit einem Tuch wischte er sich über die feuchte Stirn. Diese Anrufe nervten ihn jedesmal. Er hatte schon Alpträume deswegen gehabt. Manchmal träumte er, daß seine Frau plötzlich dran wäre, wenn er anrief. Aber die war weit weg in Manchester und kümmerte sich um die Kinder und das Haus. Aber er – er war in London. Fünf Tage in der Woche übte Dom de Louise das Amt eines Wirtschaftssekretärs aus. Er arbeitete im Ministerium und hatte dort einen hochdotierten Job. Dom de Louise war eines der Verbindungsglieder zwischen der Wirtschaft und dem Staat. Er unternahm auch oft Reisen ins Ausland und führte ein Doppelleben. Zu Hause war er der brave Familienvater, aber in London oder im Ausland wurde er zum Tiger. Da ließ Dom de Louise nichts anbrennen. Geld hatte er, denn für seine Amouren mußte er zahlen, da man ihn nicht gerade als gutaussehenden Mann bezeichnen konnte. Dom de Louise war häßlich. Man konnte ihn ohne Übertreibung als fett bezeichnen. Der Speck lag ringförmig um seinen Körper. Der kleine Kopf saß direkt auf den Schultern. Die wenigen schwarzen Haare waren in der Mitte gescheitelt und liefen in kleinen Locken aus.

Die Augen und der spitze Mund des Mannes waren kaum zu erkennen.

Wie gesagt, Dom de Louise war wirklich keine angenehme Erscheinung, aber er hatte einen scharfen Geist. Auf seinem Gebiet

war er ein Fachmann, und der Mann, der ihn übers Ohr hauen wollte, mußte noch geboren werden. Sein schwacher Punkt waren die Frauen. Und diesen Spaß ließ sich Dom de Louise etwas kosten. Er war Stammgast bei den Londoner Callgirls. Nicht umsonst hatte man ihm den Spitznamen »Dickerchen« gegeben. Und Dom de Louise genoß es, wenn er von den Mädchen gehegt und gepflegt wurde. In Mayfair hatte er eine Etage in einem Altbau gemietet. Die Miete war sündhaft teuer, doch Dom de Louise brauchte auf den Cent nicht zu schauen.

Ebenso sündhaft präsentierte sich das Badezimmer. Es war mehr ein Wohnbad. Mit einer runden Badewanne, in der zwei Leute Platz fanden. Spiegel bedeckten die Wände. Die Kälte des Bodens wurde von einem braunen, flauschigen Teppich absorbiert, und selbst eine gut bestückte Bar fehlte in dem Raum nicht. Lächelnd rieb sich Dom de Louise die Hände, als er das Badezimmer betrat. Er hatte bereits seine Vorbereitungen getroffen und trug über dem nackten Körper seinen seidenen Hausmantel. Der Stoff zeichnete jede Speckrolle genau nach, doch das störte den Mann nicht, und die Mädchen schauten auch weg, wenn die Scheine knisterten.

Dom de Louise überprüfte genau, ob alles bereitstand, nickte dann zufrieden und griff nach den kleinen, dünnen Zigarillos. Da läutete die Glocke.

Der Mann stutzte. War die Kleine schon da? Das ging verdammt fix, denn anderen Besuch erwartete er nicht. Das Lächeln ließ bei ihm einige Gesichtszuge entgleisen, und mit klopfendem Herzen schritt er zur Tür.

Wie die Kleine wohl aussah? Er war jedesmal von neuem gespannt. Zwar bekamen die Mädchen oft einen Schreck, wenn sie ihn sahen, doch er tröstete die Damen schnell mit ein paar Scheinen.

Dom öffnete – und hielt die Luft an. Das Girl, das vor ihm stand, war eine Wucht! Es hatte lockiges, brandrotes Haar, trug einen engen, grün schillernden Hosenanzug und um die Schultern ein weißes Pelzjäckchen. Die Frau war wenig geschminkt, dadurch fiel die Blässe des Gesichtes noch mehr auf. »Hallo«, sagte sie, »darf ich hereinkommen?« Dom de Louise räusperte sich, nickte und gab den Weg frei. Mit schwingenden Hüften ging die Frau an ihm vorbei, und Doms Blicke saugten sich an ihrem Hinterteil fest. Er hatte schon viele Callgirls gehabt, aber die hier, die war absolut Spitze.

Sie blieb am Tisch stehen und wandte sich mit einer schlüpfrigen Bewegung um. »Willst du die Tür nicht schließen?«

»Ja, natürlich, sofort.« Er drückte sie ins Schloß. »Ich – ich bin ziemlich durcheinander.«

»Warum?«

Er lachte. »Kannst du das nicht begreifen?«

»Wollen wir was trinken?« fragte sie.

»Was du willst.« Er lächelte plötzlich. »Ich habe eine Bar im Bad. Wenn du Lust hast…?«

Sie schaute ihn von der Seite her an. »Immer…«

»Okay.« Dom de Louise legte seine Hand auf ihre Schulter und spürte das feste, straffe Fleisch. »Wie heißt du eigentlich?« erkundigte er sich mit rauher Stimme.

»Nenn mich Rebecca…«

Dom de Louise verdrehte die Augen, was bei ihm komisch aussah. »Rebecca«, wiederholte er, »welch ein Name. Der verspricht alles.«

»Was ich auch halte.«

Sie betraten das Bad, und Rebecca gab durch ein »Oh« zu verstehen, wie überrascht sie war.

»Gefällt es dir?«

»Und wie, mein Lieber.«

»Du kannst mich übrigens Dom nennen.«

»Ein seltsamer Name.«

»Gar nicht. Er ist nur die Abkürzung von Dominick. Man muß es nur wissen.« Er lachte.

Auf einem kleinen Hocker stand der Champagner. Der Flaschenhals mit dem weißen Tuch lugte aus dem Kübel. Die Eiswürfel klirrten gegeneinander, als Dom de Louise die Flasche aus dem Kübel zog. Geschickt öffnete er die Korken. Der Champagner quoll als weißer Schaumstreifen aus der Öffnung und lief den Flaschenhals hinab. Gläser standen bereit.

Dom de Louise füllte zwei bis zum Rand und reichte ein Glas dem Girl.

»Trinken wir auf uns und auf das, was uns noch an Freuden bevorsteht. Cheerio!«

Rebecca nippte nur, während Dom das Glas zur Hälfte leerte. Er heizte sich an, mußte sein Blut noch mehr in Wallung bringen. Rebecca lächelte kalt. Sie bewegte dabei kaum die Lippen, aber das fiel Dom de Louise gar nicht auf. Er war so nervös, daß er das Sektglas umstieß, als er es abstellte. Tapsig ging er auf die rothaarige Schöne zu.

»Erst einmal nehmen wir ein Bad«, sagte er, »das mache ich immer so mit meinen…« Er stockte, aus Angst, zuviel gesagt zu haben. Dom de Louise öffnete den Schraubverschluß eines Bademittels und ließ einige Tropfen in die Wanne perlen. Es war ein besonderer Badeschaum, den man nur in Sex-Boutiquen kaufen konnte und der alle Wonnen der Liebe versprach.

Aus zwei Kränen rauschte wohltemperiertes Wasser in die prächtige Wanne.

Lächelnd wandte sich Dom de Louise um. Seine Blicke glitten über die Kurven der Frau, und die Zungenspitze huschte wieselartig aus

dem Mund.

Er wollte seine Hände auf die Schultern des Girls legen, doch Rebecca entwand sich ihm mit einer schlangengleichen Bewegung. »Erst das Geschäftliche«, sagte sie. »Sorry, ich vergaß. Wieviel?«

»Was bin ich dir wert?« Er gab ihr zwei Hundert-Pfund-Noten.

»Das läßt sich sehen«, erwiderte sie und schob die Scheine in die engen Taschen ihrer Hose.

Nun ließ sich Dom de Louise nicht mehr abhalten. Zu lange schon hatte er warten müssen. Tapsig umfaßte er die schöne Frau, preßte sie an sich und spürte den Gegendruck, der sein Blut noch mehr aufpeitschte. Die Frau war ein Vulkan!

Dom de Louise vergaß die Welt. Ihm fiel auch nicht auf, wie kalt die Haut der Frau war, und als ihre Lippen gegen seinen Hals drückten, stöhnte er auf.

Rebecca lächelte. Doch es war kein warmes Lächeln, sondern das einer Teufelin.

Weit schob sie die Oberlippe zurück und entblößte zwei perlweiße Vampirzähne. Rebecca war eine Untote.

Und Dom de Louise war ahnungslos. Er beschäftigte sich noch immer mit dem Körper des Mädchens, suchte nach den Knöpfen, die den Anzug öffneten, und ahnte nicht, daß sich die Zähne bereits an seinem Hals befanden. Da geschah es.

Dom de Louise zuckte zusammen. Er fühlte einen beißenden Schmerz und dachte, daß Rebecca ihn in ihrer Leidenschaft in den Hals gebissen hatte. Dann kam die Schwäche. Auf einmal wurde ihm schwindlig.

Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, die Knie gaben nach, und er rutschte am Körper der Frau entlang zu Boden. Schwer fiel er auf den Rücken. Zwei schmale Blutstreifen liefen von seinem Hals aus in Richtung Schulterblatt. Rebecca aber lachte höhnisch. Wie leicht diese Idioten in die Falle gingen. Sie hätte nicht gedacht, daß es so einfach werden würde. Früher waren die Menschen mißtrauischer gewesen. Niemand sah der Schönen an, daß sie schon einige Hundert Jahre zählte. Die rote Rebecca, wie sie in Vampirkreisen genannt wurde, hatte schon immer die Männer betört und sie dann ihrer Familie zugeführt.

Die alten Zeiten, in denen die Vampire regierten, sollten abermals erstehen. Dazu war nicht nur Rebecca fest entschlossen, sondern auch die übrigen Untoten. Die Zeichen standen auf Sturm. Und sie standen gut.

Mit diesen Gedanken kniete sich die Frau neben den am Boden liegenden Dom de Louise, öffnete weit den Mund und beugte sich dann über den Mann.

Ihr nach vorne fallendes rotes Haar verdeckte den makabren

Vorgang…

***

Langsam rollte der Porsche in die Parktasche, wurde sanft abgebremst und stand.

Die Scheinwerfer verlöschten. Bill Conolly stieg aus, ging um den Wagen herum und öffnete Sheila die Tür. »Madam«, sagte er und deutete eine Verbeugung an.

»Laß doch«, lächelte Sheila. Mit gekonntem Schwung stieg sie aus dem flachen Flitzer.

Bill schloß den Wagen ab, reichte Sheila den Arm und schritt mit ihr auf einen der Fahrstühle zu, die die Tiefgarage mit dem Theater verbanden.

Sie waren nicht die einzigen elegant gekleideten Besucher. Im Foyer drängten sich die Menschen. Man sah und wurde gesehen.

Bill schaute auf die Uhr. »Bis zum Beginn der Vorstellung haben wir noch eine halbe Stunde Zeit«, sagte er zu einem befreundeten Ehepaar. »Genug, um einen kleinen Wiedersehensschluck an der Bar zu nehmen.« Die anderen waren einverstanden.

Im Gespräch vertieft schritten sie durch das Foyer. Sheila erzählte von ihrem Sohn, während Bill über seine Reisen berichtete. Das Foyer teilte sich in zwei Gänge, die jeweils um einen Teil des Zuschauerraums herumführten.

Beide Gänge liefen wieder an der Bar zusammen. Es gab gemütliche Sitzgruppen, und Bill ergatterte vier noch freie Sessel. Er ging zur Bar und kehrte mit einer Flasche Sekt nebst vier Gläsern zurück.

Bill schenkte ein. »Auf unser Wiedersehen!« rief er und prostete seinen Freunden zu.

Gläser klangen mit hellen, glockenreinen Tönen gegeneinander. Lippen verzogen sich zu einem Lächeln – die Stimmung war fröhlich und ausgelassen.

Ein unbeschwerter Abend stand den Menschen bevor. Das dachten sie…

»Das Stück soll ausgezeichnet sein«, sagten die Bekannten. »Ich war vor einigen Monaten in New York, da wurde es am Broadway gezeigt. Man hat die Musik aufgepeppt. Sie ist wirklich gut geworden.«

Bill und Sheila waren jetzt wirklich gespannt auf die Aufführung.

Der Reporter schenkte noch einmal nach. »Habt ihr nach dem Stück schon etwas vor?« wurden Sheila und Bill gefragt.

»Irgendwo nett essen, ein wenig bummeln«, erwiderte Sheila. »Vielleicht auch noch in ein Tanzlokal…«

»Dann schließen wir uns an.«

»Abgemacht!« rief Bill. Er schaute auf seine Uhr. »Ich glaube, so langsam sollten wir leertrinken.«

Sheila erhob sich. »Ihr entschuldigt mich«, sagte sie.

Bill nickte und lachte. »Bleib nicht zu lange.«

»Keine Angst, du bekommst den Anfang des Stuckes noch mit.« Sheila ging um eine Menschengruppe herum und steuerte die Toiletten an. Sie zog die weiß lackierte Tür auf und betrat den großzügig angelegten gekachelten Vorraum. Der Stuhl der Toilettenfrau war leer. Kaltes Leuchtstoffröhrenlicht fiel über die braunen Kacheln.

Sheila betrat einen Gang, dessen rechte Hälfte durch einzelne Kabinen abgeteilt war.

Niemand begegnete ihr. Sie befand sich allein in dem Toilettenraum. Irgendwo rauschte Wasser. Sonst war es still. Die Gespräche der im Foyer wartenden Besucher drangen nicht bis hierher.

Sheila öffnete eine Kabinentür, betrat den kleinen Raum und sah auch das Fenster an der Rückseite. Spaltbreit stand es offen.

Das Milchglas der Scheibe ließ von außen keinen Blick zu. Plötzlich verlöschte das Licht!

Stockfinster wurde es von einem Augenblick zum anderen. Sheila Conolly blieb steif stehen. Sie glaubte an einen technischen Defekt, wollte einige Sekunden warten, bis er vielleicht behoben war, und dann erst die Kabine verlassen. Außerdem würden sich ihre Augen an die Dunkelheit bald gewöhnt haben. Lautlos wurde das Fenster hinter Sheila Conolly aufgestoßen. Eine knochige Hand tauchte auf, mit einer dünnen Haut, die sich wie Gummi über die Muskeln und Sehnen spannte. Es folgte ein Arm, ein Gesicht.

Fahl und blutleer, mit Augen, durch die sich feine, rote Äderchen spinnennetzartig verteilten. Sheila spürte den Luftzug.

Sie wirbelte herum, tat genau das Falsche, anstatt zur Tür zu laufen und sie aufzureißen. Da packte die Hand zu.

Die Finger umschlossen Sheilas Hals und erstickten jeden Hilfeschrei bereits im Ansatz. Brutal wurde Sheila auf das Fenster zugezogen, ihre Beine prallten gegen die Toilette. Die Frau schlug um sich, wollte die Hand packen und von ihrer Kehle zerren, doch ihre Bemühungen waren umsonst. Der Angreifer besaß Bärenkräfte.

Jetzt faßte auch noch eine zweite Hand zu, verstärkte den Druck von der Schulter her. Harte Finger gruben sich in den Pelz, zogen Sheila Conolly hoch, als wäre sie eine Puppe. Sheila wehrte sich noch immer. Sie strampelte, breitete die Arme aus, um zu verhindern, daß man sie durch das Fenster zerrte.

Ohne Erfolg.

Der oder die anderen waren stärker. Sheilas Beine schrammten über nacktes Mauerwerk, die Nylons rissen, hart stieß sie mit den Ellbogen gegen die Fensterecke, und noch immer war es ihr unmöglich, um Hilfe zu rufen.

Sheila Conolly verlor den Kampf.

Sie wurde durch das Fenster gezogen, dann zu Boden gedrückt, und erst jetzt lockerte sich der harte Griff. Sheilas Schrei erstickte. Vor Grauen wurde sie stumm. Ein glatzköpfiger, widerlich grinsender Kerl hatte sich über sie gebeugt und zeigte seine langen Vampirzähne. In seinen Augen stand ein gieriges Leuchten, und aus der Kehle drang ein wölfisches Knurren.

Bewegungslos vor Angst lag Sheila auf dem schmutzigen Boden. Sie glaubte, daß der Vampir sich auf sie stürzen würde, doch das geschah nicht.

Statt dessen erschien ein zweiter Glatzkopf. Er sah dem Kerl, der Sheila überwältigt hatte, täuschend ähnlich, hatte das gleiche breite Gesicht und das gleiche widerliche Grinsen. Die beiden mußten Zwillinge sein.

Sheila hatte mit ihrer Ahnung recht. Es waren Gorum und Vlado, die Brüder vom Ceprac-Clan. Sie unterhielten sich auf deutsch, doch Sheila verstand jedes zweite Wort und bekam mit, was ihr noch bevorstand.

»Pack sie in den Wagen«, sagte der zweite Glatzkopf. »Am liebsten möchte ich…«

»Nein, Vlado. Los. Du weißt, was der Meister gesagt hat! Du wirst sie noch früh genug bekommen!« Vlado stieß ein Knurren aus, fügte sich aber. Sein Bruder Gorum steckte Sheila einen Knebel in den Mund, und dann hoben die beiden Vampire sie an.

Sie befanden sich auf dem fast dunklen Hof des Theaters, wo normalerweise große Bühnendekorationen zusammengezimmert wurden oder die ankommenden Lastwagen ihre Fracht abluden.

Jetzt lag der Hof düster und ausgestorben da. Nur über einer schmalen Tür brannte eine einsame Lampe. Ihr Schein wurde aber bald von der Finsternis verschluckt. Die Vampire hatten es eilig. Sie liefen mit ihrer menschlichen Last rasch auf einen im Hof abgestellten Wagen zu. Es war der Leichenwagen! Die Hecktür stand offen.

Sheila, die es aufgegeben hatte, sich zu wehren, wurde roh auf die Ladefläche des Leichenwagens geworfen. Die beiden Vampire kletterten hinterher. Ein dritter saß am Steuer. Er gab sofort Gas, und der Wagen setzte sich mit durchdrehenden Hinterreifen in Bewegung. Sheila Conolly aber fuhr einem ungewissen Schicksal entgegen…

***

Bill Conolly wurde immer nervöser. In jeder Minute schaute er mindestens zweimal auf die Uhr.

Der erste Gong war schon ertönt, und das Foyer leerte sich mittlerweile. Die Frauen an der Garderobe setzten sich hin und nahmen ihr Strickzeug oder ihre Zeitungen zur Hand, um sich die Wartezeit bis zum Ende der Vorstellung zu verkürzen. Auch das mit

den Conollys befreundete Ehepaar erhob sich. »Wir sehen uns dann ja in der Pause.«

Bill sah den beiden nach.

Wie ein begossener Pudel hockte er in dem Sessel. Die frisch angezündete Zigarette verqualmte im Aschenbecher. Die Besucher, die sich jetzt noch im Foyer aufhielten, waren an zwei Händen abzuzählen. Ein paar Nachzügler trafen noch ein und hasteten zur Garderobe. Schon während des Laufens zogen sie ihre Mäntel aus.

Plötzlich verlöschte ein Teil der Beleuchtung. Die Lampen an der Wand fielen aus. Bill bemerkte es, nahm aber davon keine besondere Notiz.

Auch den Garderobieren war es so ziemlich egal. Noch drei Minuten bis zum Beginn der Vorstellung. »Verdammt!« zischte Bill Conolly. Jetzt hielt er es nicht mehr länger aus. Ob Damentoilette oder nicht – er wollte sehen, wo seine Frau blieb. Energisch schritt Bill los.

Ihn kümmerten auch nicht die überraschten Blicke der Garderobieren, als er die Tür ansteuerte, durch die Sheila verschwunden war.

Vor der Tür zögerte der Reporter einen Moment, klopfte dann an, und da sich nichts tat, öffnete er. Dunkelheit!

Auf der Toilette war es stockfinster.

Augenblicklich rasselten in Bills Hirn die Alarmglocken. Der Ausfall der Lampen, die Dunkelheit auf der Toilette, Sheilas Fernbleiben – all das waren Dinge, die ihn in Alarmzustand versetzten.

Bill stürzte in den Vorraum. Leer!

Durch die offene Tür fiel genügend Licht, um sich orientieren zu können.

»Sheila?« Bills Stimme hallte nach, aber er erhielt keine Antwort.

Im Türrechteck tauchte eine ältere Frau auf. Sie trug einen weißen Kittel. »Suchen Sie etwas, Mister?«

Auf dem Absatz machte Bill kehrt. »Ja, meine Frau. Sie ist vor etwas mehr als einer Viertelstunde hier zur Toilette gegangen und bisher noch nicht aufgetaucht. Sind Sie für diesen Raum verantwortlich?«

»Ja, aber ich war nicht da.«

Bill nagte auf der Lippe. Hinter der Toilettenfrau sah er die Gesichter der Garderobieren.

Dann schob ein grauhaariger Mann die Frauen zur Seite. Der Knabe trug einen dunklen Anzug und humpelte. »Was ist hier los?« fragte er. »Ich bin der Hausmeister«, stellte er sich vor.

Bill erklärte es ihm. Er deutete auf die einzelnen Toilettentüren. »Kann ich sie öffnen?«

»Bitte!«

Bill probierte die Türen der Reihe nach durch. Die zweitletzte fand er verschlossen. Die anderen Kabinen waren leer. Er wandte sich an den

Hausmeister. »Haben Sie einen Schlüssel dafür?«

»Ja, aber nicht hier.«

»Shit.« Bill sah sich rasch um und nahm das Heft selbst in die Hand. Er stieg auf die Klinke, stieß sich mit dem anderen Fuß ab und hielt sich mit beiden Händen am oberen Rand der Tür fest, der zwei Zoll unter der Decke entlanglief. Bill lugte in die Kabine. Sie war leer.

Aber das Fenster stand offen. Kühle Luft wehte von draußen herein und ließ einen hellblauen Stoffetzen, der im Riegel klemmte, flattern. Sheila trug ein hellblaues Kleid…

Das offene Fenster, der Fetzen – Bill Conolly wußte Bescheid. Er sprang auf den Boden, sein Gesicht war steinern. Der Hausmeister öffnete den Mund, um eine Frage zu stellen, unterließ es aber, als er in Bill Conollys Gesicht sah. »Sie ist nicht da«, sagte Bill und bemühte sich, seiner Stimme einen festen Klang zu geben.

»Sollen – können – wir irgend etwas für Sie tun?« fragte der Hausmeister.

»Nein, danke.«

Bill Conolly verließ die Toilette. Schweigend machten ihm die Frauen Platz.

Automatisch holte Bill eine Zigarette aus der Schachtel. Er steckte das Stäbchen zwischen die Lippen, zündete es aber nicht an. In seinem Kopf wirbelten die Gedanken. Sheila war entführt worden. Daran gab es keinen Zweifel! Aber wer hatte das getan? Und vor allen Dingen warum? Bill ließ die letzten Tage vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Es war nichts Besonderes geschehen. Die Mächte der Finsternis hatten ihn oder Sheila nicht attackiert. Auch mit John Sinclair hatte er keinen gemeinsamen Fall gelöst. Der letzte lag schon etwas länger zurück. Warum also hatte man Sheila gekidnappt? Vielleicht wegen einer alten Sache? Oder waren es Gangster gewesen, die es auf das Lösegeld abgesehen hatten? Bill vernahm zwar die Musik aus dem Theaterraum, aber er hörte sie nicht bewußt. Er hatte andere Sorgen. So rasch es ging, verließ er das Theater, atmete draußen die kalte Nachtluft ein, beobachtete den brodelnden Verkehr und rannte dann mit langen Sätzen um den Theaterbau herum. Er hatte sich ungefähr die Stelle gemerkt, an der die Toilettenfenster lagen, und erreichte den Hinterhof, der dunkel und verlassen vor ihm lag.

Bill suchte nach Spuren, er fand aber keine. Seine Frau Sheila war und blieb verschwunden.

Verzweifelt raufte sich der Reporter die Haare. Für einen Moment spielte er mit dem Gedanken, die Polizei einzuschalten, dann aber beschloß er abzuwarten, bis sich die Entführer meldeten.

Bill ging wieder zurück. Er passierte eine Telefonzelle und hatte plötzlich eine Idee.

Bill öffnete die Tür, warf eine Münze ein und rief bei sich zu Hause an.

Achtmal läutete es durch, aber niemand hob ab. Bill Conolly stöhnte auf. Schwer hängte er den Hörer ein. Als er die Zelle verließ, wirkte er wie ein gebrochener Mann…

***

Polly, das Kindermädchen, hörte für ihr Leben gern Rockmusik.

Und besonders schwärmte sie für Frank Zappa.

Nun, der Knabe ist nicht jedermanns Geschmack, aber Polly mochte seine Hits. Da sie im Hause Conolly keine Zappa-Platten fand, hatte sie sich eigene LPs mitgebracht. Kaum waren Bill und Sheila verschwunden, verließ Polly das Haus, lief zu ihrem Wagen und schloß die Beifahrertür auf. Die Schallplatten waren während der Fahrt vom Sitz gerutscht und lagen auf dem Boden.

Polly mußte sie alle aufheben. Dann tauchte sie wieder von der Erde auf und trat mit dem Fuß die Tür ins Schloß.

Rasch lief Polly zurück zum Haus.

Auf halbem Weg stoppte sie abrupt. Aus den Augenwinkeln hatte sie linkerhand eine Bewegung gesehen. Polly stand mitten auf dem Weg und drehte vorsichtig den Kopf.

Wo sie hinschaute, wuchsen Zierbüsche dicht an dicht. Sie bildeten eine kleine, natürliche Wand, die einen Bogen beschrieb und auf einen künstlich angelegten Teich zulief.

Und dort, ganz in der Nähe des Teiches, hatte Polly die Bewegung gesehen.

Polly starrte in die Richtung, doch sie konnte beim besten Willen nichts erkennen. Dicht und schwarz wie Tinte lag dort die Dunkelheit. Die nächste Gartenlaterne stand zu weit entfernt, als daß ihr Schein die Buschgruppe erreicht hätte.

Polly nagte auf der Unterlippe. Sie war ein energisches Mädchen und hätte normalerweise nachgeschaut, aber in diesem Fall dachte sie an den kleinen John, den sie allein im Haus zurücklassen mußte.

Und das Baby hatte Vorrang.

Polly ging wieder zurück in den Bungalow, drückte die Tür zu und vergewisserte sich noch einmal, daß sie fest verschlossen war. Mit den Platten ging sie in den Livingroom. Dort stand Bills HiFi-Anlage. Sie war eine Wucht, und mancher Tonmeister hätte an ihr seine Freude gehabt. Polly freute sich auf die Musik. Endlich konnte sie Frank Zappa optimal von der Schallplatte hören. Sie hatte zwar schon einige Konzerte von ihm besucht, aber auf ihrer miesen Stereoanlage brachten die Scheiben nichts.

Polly kannte sich mit HiFi-Anlagen aus. Sie ließ sich nicht von den zahlreichen Skalen und Hebeln irritieren, sondern legte die Platte auf

und gab Saft, wie sie immer so schön sagte. Dann dröhnte der Zappa-Sound im Zimmer. Hastig drehte Polly leiser. Fehlte noch, daß der Kleine aufwachte, dann konnte sie sich ihren Zappa in den Schornstein schreiben. Johnny war davon bestimmt nicht begeistert. Die Anlage war so gut, daß sie auch noch bei geringer Lautstärke optimale Leistung brachte. Polly ließ sich in einen modernen Ledersessel fallen, legte die Beine hoch, schloß die Augen und ergab sich ganz der Musik. Irgendwie beneidete sie die Leute, die sich alles leisten konnten, während sie sich als Studentin mehr schlecht als recht durchs Leben schlug. Doch die anderen hatten sicherlich auch Sorgen, und Polly hoffte, sich in ein, zwei Jahren etwas mehr leisten zu können.

Jetzt aber zählte nur noch Frank Zappa. Am liebsten hätte sie sich die Kopfhörer übergestreift, doch dann hörte sie nicht, wenn sich das Kind meldete.

Aber auch so war Polly high. Sie vergaß ihre Umgebung und sah deshalb nicht die beiden Gestalten, die durch den Vorgarten der Conollys schlichen.

Vorhin, als Polly draußen gewesen war, hatte sie sich in der Tat nicht getäuscht. Hinter dem Busch befand sich jemand. Er bildete die Vorhut. Als Polly im Haus verschwunden war, winkte er seinen Kumpan herbei, um mit ihm gemeinsam in das Haus einzudringen. Sie hatten einen bestimmten Auftrag zu erledigen.

Und sie waren Vampire!

Sie gehörten nicht zum Ceprac-Clan, sondern zur Mortimer-Familie, der größten Vampirfamilie auf der Insel. Kalurac hatte sich ihrer Treue versichert.

Es waren hagere Gestalten mit grauen, strähnigen Haaren, eingefallenen Wangen, rissiger Haut und Leichenflecken im Gesicht. Man sah ihnen an, daß sie sich meist in finsteren Grüften aufhielten, wo Spinnen und andere Kriechtiere ihre Begleiter waren. Und sie waren noch reine Nachtgeschöpfe. Sonnenlicht war für sie tödlich!

Aus dem Dunkel der Büsche tauchten sie auf und näherten sich dem Livingroom.

Sie wollten über die Terrasse ins Haus eindringen, um ihren Auftrag durchzuführen.

Die beiden konnten in den hellen Livingroom hineinschauen, während sie selbst im Dunkeln standen und aus dem Innern des Hauses nicht gesehen wurden.

Etwa eine halbe Minute beobachteten sie das Mädchen, wie es im Sessel lag und der Musik lauschte. Bald würde die Kleine nicht einmal mehr ihren eigenen Herzschlag hören…

Die Vampire rechneten damit, auf eine Alarmanlage zu stoßen. Es konnte aber auch sein, daß sie nicht eingeschaltet war, da sich jemand im Haus befand. Die Chancen standen fünfzig zu fünfzig. Sie schlichen

zur Terrassentür. Lautlos wie zwei Schatten. Niemand sah sie, niemand hielt sie auf.

Dann standen sie vor der Tür, schauten sich an, lächelten teuflisch, und im nächsten Moment hob der erste Vampir die Faust. Mit ungeheurer Kraft und einem hammerartigen Schlag fetzte er die Scheibe aus dem Rahmen. Es gab einen lauten Knall, als das Thermopaneglas zu Bruch ging, und dann sahen die beiden Untoten für Sekunden nur noch einen gewaltigen Splitterregen, der in den Livingroom hineinfegte.

Polly wurde völlig überrascht. Sie hatte der Musik gelauscht und an nichts Böses gedacht. Der Schrecken traf sie um so schlimmer. Mit einem gellenden Schrei fuhr sie aus dem Sessel hoch. Da standen die beiden Todesboten längst im Raum. Morbide Gestalten, die von der Kraft der Hölle geleitet wurden. Polly glaubte, einen Alptraum zu erleben. Sie hatte ähnliche Geschöpfe schon gesehen, aber nicht in Wirklichkeit, sondern auf der Leinwand.

Auch jetzt kam ihr alles wie ein Film vor, obwohl sich bei ihr langsam die Erkenntnis herauskristallisierte, daß sie hier keinen Film erlebte, sondern der nackten, brutalen Realität gegenüberstand.

Und das machte die Sache so schlimm. Die beiden Vampire schüttelten sich die Scherben von der Kleidung. Normalerweise hätten ihre Körper Wunden zeigen müssen, vor allen Dingen die Faust, mit der Vampir Nummer eins die Scheibe durchschlagen hatte. Aber dem war nicht so.

Die Vampire zeigten nicht die geringsten Verletzungen. Sie waren in der Tat Geschöpfe der Hölle.

Die Blicke des Mädchens irrten hin und her. Obwohl sie es gar nicht bewußt steuerte, suchte sie nach einem Fluchtweg. Sie dachte aber auch an das Baby, an den kleinen John, der hilflos in seinem Bettchen lag und schlief. Polly stöhnte auf.

Mit hölzern wirkenden Bewegungen setzten sich die Untoten in Bewegung. Sie schritten auf Polly zu, teilten sich aber dann, so daß Polly es nur noch mit einem Gegner zu tun hatte. Der andere ging in Richtung Tür. Er wollte den Livingroom verlassen.

Polly schrie auf. »Wo willst du hin?« Sie dachte an den kleinen wehrlosen Johnny.

Der Vampir blieb auf der Schwelle stehen und schaute sich um. Dann zischte er seinem Begleiter etwas zu, und dieser nickte zweimal, um sich anschließend dem Kindermädchen zuzuwenden.

Polly konnte selbst nicht begreifen, daß sie diesen Schrecken überwunden hatte und sogar bereit war, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Sie hatte ihr Herz an den kleinen John verloren, und wenn ihm etwas passierte und sie noch Schuld daran war, dann…

»Bleiben Sie stehen!« schrie sie mit überkippender Stimme.

»Sie sollen…«

Da griff der zweite Vampir ein. Mit einem Tritt fegte er den vor dem Sessel stehenden Hocker zur Seite, so daß er freie Bahn hatte. Seine Arme schnellten vor, wollten Polly packen. Doch dem Kindermädchen gelang es, mit einer hastigen Drehung unter den zupackenden Händen wegzutauchen, zur Seite zu springen und mit einem Satz hinter den Sessel zu gelangen.

Blitzschnell packte Polly die Lehne und kippte den Sessel nach vorn.

Der Vampir war nicht so wendig. Die Lehne traf ihn in Bauchhöhe, und das Gewicht des Möbelstücks drückte den Untoten nach hinten.

Polly hatte freie Bahn.

Mit langen Schritten hetzte sie durch den großen Livingroom, stürmte durch die Tür. Anstatt zu fliehen und sich selbst in Sicherheit zu bringen, jagte sie die Treppe nach oben, wo die Schlafzimmer lagen.

Der Bungalow war einstöckig gebaut, zusätzlich noch in U-Form und etwas verwinkelt. Die Conollys besaßen viel Platz, unter anderem auch mehrere Gästezimmer.

Die Holztreppe mit den breiten Stufen dröhnte unter Pollys Schritten, als sie nach oben hetzte.

Die Angst trieb sie voran. Die Angst um sich und den hilflosen John.

Und da hörte sie das Kind schreien.

Es war ein verzweifeltes Wimmern, das ihr durch Mark und Bein schnitt. Tränen schossen in Pollys Augen.

»Lieber Gott, hilf mir«, flüsterte sie. »Laß es nicht geschehen!« Ihr fielen im Moment keine anderen Worte ein, und gebetet hatte sie auch schon lange nicht mehr, aber jetzt in der Stunde der Not bittete sie um den Beistand ihres Schöpfers. Der Gang lag vor ihr. Die zweite Tür stand offen. Und dort schlief John Conolly.

Ungeachtet ihrer Angst stürzte Polly in das Zimmer und sah ein grausames Bild.

Der Untote hatte sich über das Kinderbett gebeugt. Er drehte Polly sein Gesicht zu, während seine Arme soeben aus dem Bett auftauchten und ein schreiendes, zappelndes Bündel in den Händen hielten. Johnny Conolly!

Polly glaubte, ihr Herz müsse stehenbleiben. Der Untote hatte es tatsächlich gewagt und sich an dem Kind… »Nein!« keuchte sie. »Nein und nein…« Sie schüttelte wild den Kopf und brüllte die letzten Worte hinaus. Ungeachtet der Gefahr wollte sie sich auf den Blutsauger stürzen, doch da umklammerte ein zangenharter Griff ihre rechte Schulter und riß sie herum.

Polly flog mit dem Rücken gegen den Türholm. Weit riß sie die Augen auf und sah den Vampir aus dem Livingroom dicht vor sich. Er hatte die Zähne gebleckt, deutlich waren die beiden spitzen Hauer zu

erkennen, die das Markenzeichen der Blutsauger waren.

Der Untote war ihr gefolgt, und Polly hatte es nicht bemerkt. Und jetzt griff er sie an. Er wollte Blut – ihr Blut! Polly warf sich nach links, in den Gang hinein. Sie kam zu Fall und fiel auf den Rücken.

Übergroß sah sie den Blutsauger vor sich stehen. Im selben Moment verließ der zweite Vampir das Zimmer. Auf seinen Armen trug er den kleinen John, der immer noch zum Steinerweichen schrie und jammerte. Mit seiner Beute jagte der Untote auf die Treppe zu und hetzte die Stufen hinunter.

John Conolly war nicht mehr zu retten. Doch Polly sollte auch nicht ungeschoren davonkommen. Wild warf sich der zweite Vampir auf sie. In einer instinktiven Bewegung zog Polly beide Beine an und ließ sie im richtigen Moment vorschnellen. Sie hatte vor Jahren einen Judokursus belegt, und da waren diese Übungen bis zum Erbrechen trainiert worden.

Der Vampir bekam die Schuhe genau gegen die Brust. Er wurde zurückgeschleudert, fiel zu Boden und überschlug sich. Polly sprang auf. Mit einem Riesensatz war sie über den Vampir hinweg und rannte auf die Treppe zu. Der Untote wälzte sich zur Seite und riß an dem Teppich, der auf dem Parkettboden lag.

Polly wurden die Beine unter dem Körper weggezogen. Sie knickte nach rechts, ihre Arme wirbelten, versuchten irgendwo Halt zu finden. Sie fiel gegen die Wand und konnte sich im letzten Moment abstützen.

Der Vampir kam wieder auf die Beine und jagte Polly entgegen. Da setzte das Kindermädchen alles auf eine Karte. Polly sprang.

Von der obersten Treppenstufe flog sie über die restlichen Stufen hinweg, landete hart in der Diele. Sie wurde von dem eigenen Schwung nach vorn gerissen und fiel. Jetzt kamen ihr wieder die Judokenntnisse zugute. Polly zog den Kopf in den Nacken und rollte sich über die rechte Schulter ab. Fast schulmäßig. Und schon stand sie wieder.

Aber der Blutsauger gab nicht auf. Es wäre wider seine Natur gewesen, ein Opfer, das sich mit ihm im selben Haus befand, laufenzulassen. Er mußte es haben und zu einem der ihren machen.

Trotz der Panik, die Polly schüttelte, konnte sie noch einen klaren Gedanken fassen. Und sie wußte, wie man Vampire tötete. Durch geweihtes Silber oder durch einen Eichenpflock. Auch vor einem Kreuz hatten die Blutsauger Angst. Und der letzte Begriff brannte sich in Pollys Hirn fest. Sie wußte, wo ein Kreuz hing.

In Bill Conollys Arbeitszimmer. Sie war mehrere Male dort gewesen und hatte es an der Wand hängen sehen. Sie wußte, daß Mr. Conolly es einmal von einer seiner langen Reisen mitgebracht hatte. Das Kreuz war eine Rarität. Es stammte aus Italien, hatte dort Hunderte von Jahren in einem Kloster gehangen, bevor es von einem

Antiquitätenhändler erworben wurde. Bill Conolly hatte das Kreuz gekauft. Ihm gefiel damals die Urwüchsigkeit des Holzes, an dem kaum etwas verändert worden war.

Bevor der Vampir die Treppe überwunden hatte, war Polly wieder auf den Beinen und hetzte auf das Arbeitszimmer zu. Sie riß die Tür auf, so wuchtig, daß sie gegen die Wand knallte und wieder zurücksprang.

Das Kreuz hing über einer alten Truhe. Es hatte die Größe eines Männerarms. Das Holz war klobig, zeigte Rundungen und hervorspringende Äste, doch es war in seiner Schlichtheit einmalig. Mit einem Sprung hatte Polly das Kreuz erreicht und nahm es von der Wand. Sie wirbelte herum. Da stürzte der Vampir in den Raum.

»Bleib, wo du bist, Blutsauger!« schrie das Kindermädchen. »Im Namen Jesu Christi!«

Der Untote stoppte abrupt seinen Lauf. Er zuckte zusammen, als hätte er einen Stromstoß erhalten, duckte sich und begann zu wimmern. Der Anblick des Kreuzes mußte ihm gewaltige Schmerzen bereiten. Wie würde es aber sein, wenn er mit dem geweihten Gegenstand in körperlichen Kontakt geriet? Polly hatte plötzlich keine Angst mehr. Mutig und entschlossen schritt sie auf den Vampir zu. In ihren Augen loderte ein unbedingtes Vertrauen zu dem Gegenstand, den sie in der Hand hielt. Sie fühlte, wie eine neue Kraft sie durchströmte, und zuckte nicht einmal zusammen, als das Telefon anschlug. Sie ließ es läuten.

Achtmal…

Unbeirrt ging Polly weiter. Der Vampir duckte sich und winselte. Man sah ihm an, daß er sich am liebsten in eine Höhle verkrochen hätte. Um den Anblick nicht länger ertragen zu müssen, hob er den rechten Arm, winkelte ihn an und schützte seine Augen.

»Sei verflucht, du Höllenwesen!« schrie Polly. »Sei verflucht für alle Zeiten!«

Der Vampir heulte auf. Er schrie und jammerte in einem. Dann aber machte er auf dem Absatz kehrt, warf sich mit einem Sprung durch die Tür und verschwand im Gang. So schnell ihn seine Füße tragen konnten, jagte er davon. Polly rannte hinterher.

Sie kam nicht weit. Urplötzlich – und dicht vor der Eingangstür, brach sie zusammen. Die Kraft hatte sie einfach verlassen. Das Erlebte war zuviel für Polly gewesen. Sie fiel auf die Seite, begann zu weinen, aber sie hielt das Kreuz nach wie vor fest umklammert. Wie einen Rettungsanker…

***

Bill Conolly fegte mit seinem Porsche durch London. Der Reporter kümmerte sich nicht um Verkehrsregeln, er raste durch die

nächtlichen Straßen und hoffte, daß er nicht einer Verkehrskontrolle in die Finger fiel.

Der Reporter fuhr wie ein Gehirnamputierter. In seinem Innern tobte die Angst. Die Angst um Sheila und seinen Sohn John. Daß sich das Kindermädchen nicht gemeldet hatte, war für Bill ein untrügliches Zeichen, daß in seinem Haus etwas geschehen sein mußte. Auf der New Kings Road überquerte er die Themse, führ immer weiter nach Süden und gelangte in die Vororte. Flach wie ein Brett lag der Turbo auf der Straße. Das Fahrergesicht hinter der Scheibe wirkte wie aus Stein gehauen. Nicht ein Muskel zuckte unter der Haut. Bill führ konzentriert, doch in seinem Innern tobte eine Hölle.

Nie zuvor hatte er die Strecke in solch kurzer Zeit geschafft. Er wußte gar nicht, wo er hergefahren war. Endlich bog er in die schmale Villenstraße ein, an der auch sein Haus lag. Alles war ruhig.

Doch Bill ließ sich von der nächtlichen Stille nicht täuschen. Sie erschien ihm trügerisch.

Sein Bungalow lag etwas erhöht auf einem künstlich aufgeschütteten Hügel. Schon von der Straße her konnte Bill Conolly erkennen, daß Licht im Haus brannte. Der gelbweiße Schein schimmerte durch die blattlosen Büsche. Das Tor rollte zur Seite.

Bill scheuchte seinen Wagen den Weg hoch, so rasch, daß er befürchten mußte, das Heck würde ausbrechen. Doch im letzten Moment zwang er den Porsche unter seine Kontrolle. Bremsen! Tür auf, Bill flog förmlich aus dem Wagen. Die Eingangstür stand offen. Im Durchzug schwang sie leicht hin und her.

Bill stürzte in das Haus und wäre fast über Polly gestolpert. »Polly!« rief er.

Das Kindermädchen hob den Blick. Es hielt nach wie vor Bills Kreuz aus dem Arbeitszimmer umklammert, und der Reporter war erfahren genug, um zu wissen, wer seinem Haus einen Besuch abgestattet hatte. Er stellte auch keine Fragen, sondern jagte die Treppe hoch, um im Zimmer seines Sohnes nachzuschauen. Es war leer.

Wie vom Donner gerührt stand Bill Conolly auf der Türschwelle. Auf einmal wurden seine Augen feucht. Bill schluckte, und er flüsterte mit bebenden Lippen den Namen seines Sohnes. »Johnny-Johnny…«

Plötzlich drehte sich alles vor seinen Augen, und er mußte tief Luft holen, um das Schwindelgefühl zu unterdrücken. Bill starrte auf das leere Bett. Seine Lippen zuckten, und die Pupillen schwammen. Die beiden Menschen, die er über alles liebte, waren gefangen, geraubt von Bestien!

Mit unsicheren Schritten ging er auf das Kinderbett zu. Das Kissen war zerwühlt. Wie verloren lag ein kleines Stofftier auf dem Oberbett. Das Laken war noch warm von der Körperwärme des kleinen Johnny.

Bill Conolly wußte nicht, wie lange er auf das Bett gestarrt hatte. Erst

die Stimme des Kindermädchens riß ihn aus seiner Lethargie.
»Entschuldigen Sie, Mr. Conolly!« Bill wandte sich um.
Polly stand auf der Türschwelle und lehnte sich gegen die Holzverkleidung. »Ich – ich – habe alles versucht, Mr. Conolly. Aber sie – sie waren zu zweit.« Bill nickte. »Es ist mir klar, Polly.«
Sie hob ihr verweintes Gesicht. »Und was wird nun geschehen, Mr. Conolly?«
Bill rieb sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Ich weiß es nicht, Polly, ich weiß es wirklich nicht.«
»Sie sollten die Polizei…«
»Nein, die nicht. Diese Entführung kann keine Polizei aufklären. Da muß ich selbst…« Bill sprach nicht mehr weiter, denn er fühlte, wie hilflos er war. Er stand auf verlorenem Posten, konnte allein nichts tun. Seine Freunde, die hätten helfen können, waren weit weg. John und Suko trieben sich in Rumänien herum, kämpften gegen Vampire. Vampire?
»Erzählen Sie, Polly, berichten Sie von Anfang an. Was waren das für Geschöpfe? Ich will alles genau wissen.« Polly berichtete. Von ihrem Gang in den Garten bis zu dem Punkt, als sie das Kreuz holte und den Vampir somit in die Flucht geschlagen hatte.
»Sie sind sicher, daß es Vampire waren?« fragte Bill. »Ja, Mr. Conolly. Ich kenne diese Gestalten aus dem Kino. Genauso haben sie ausgesehen. Bisher habe ich immer geglaubt, daß es keine Vampire gibt, aber nun…«
Bill nahm ihre Hand. »Am besten ist es, Polly, wenn Sie das, was Sie erlebt haben, so rasch wie möglich vergessen. Denken Sie nicht mehr daran, oder nehmen Sie einfach an, alles wäre nur ein Traum. Ein böser Traum.«
»Aber Johnny ist nicht mehr da, Mr. Conolly.«
»Mit diesem Problem, Polly, muß ich fertig werden.«
»Was wollen Sie tun?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Warum haben sich die Vampire Ihren Sohn ausgesucht?« Bill hob die Schultern. Er log mit dieser Geste, obwohl er ganz genau wußte, weshalb die Blutsauger sich gerade ihn vorgenommen hatten. Zu oft schon hatte Bill zusammen mit seinem Freund John gegen die Mächte der Finsternis gekämpft, und mehr als einmal hatten die anderen Rache geschworen. Bisher hatte Bill immer Glück gehabt. Seine Familie war, ohne Schaden davonzutragen, den Anschlägen entgangen. Aber jetzt hatten die Bösen um so schlimmer zugeschlagen. Und es war nicht der Schwarze Tod und dessen Dämonenclique, sondern andere, ebenso schlimme Geschöpfe der Finsternis.
Bill dachte daran, daß er es gewesen war, der dem Fall einen entscheidenden Impuls gegeben hatte. Schließlich war er zu John

Sinclair gegangen und hatte ihn auf die Artikel in den einschlägigen Illustrierten aufmerksam gemacht. Und John befand sich in Rumänien, um Vampire zu bekämpfen. Vampire hatten aber auch den kleinen John geraubt. Wie man den Fall auch drehte und wendete, immer wieder tauchten diese Blutsauger auf.

Für Bill Conolly stand plötzlich fest, daß der Fall in Rumänien und die Ereignisse in London in einem unmittelbaren Zusammenhang standen, mehr noch, es war durchaus möglich, daß ein teuflisch geniales Gehirn alles im voraus geplant hatte, um erstens die Gruppe um John Sinclair auseinanderzureißen und um sie zweitens schachmatt zu setzen. Wenn nicht sogar völlig auszuschalten.

Ein wahrlich hinterlistiger und diabolischer Plan, der zu einem Großteil bereits in Erfüllung gegangen war. Bisher hatten nur die anderen das Geschehen diktiert, alle waren zu einem Spielball geworden. Auch John Sinclair. »Über was denken Sie nach?« fragte Polly.

»Nichts«, erwiderte Bill, »gar nichts.«

Polly versuchte zu lächeln. Es mißlang. Trotzdem sagte sie: »Sie werden Johnny schon finden, Mr. Conolly. Sie müssen nur Vertrauen haben. Glauben Sie mir.«

»Danke.«

»Ich – ich fahre dann.«

»Soll ich Sie nach Hause bringen?« fragte Bill. »Nein, danke, es geht schon. Bleiben Sie nur hier. Vielleicht ruft man Sie ja an.«

»Ja, vielleicht.«

Bill brachte das Kindermädchen noch zum Wagen und sah Polly nach, wie sie davonfuhr.

Dann ging er zurück ins Haus. Er betrat den Livingroom und ließ das Rollo vor das große Panoramafenster und hatte so die zersplitterte Scheibe abgedeckt, die die Untoten bei ihrem grausamen Besuch hinterlassen hatten.

Bill Conolly war verzweifelt. Die Ruhe, die absolute Stille in dem großen Bungalow zerrte an seinen Nerven. Immer wieder flüsterte er die Namen seiner Frau und seines Sohnes. Ob er sie jemals wiedersehen würde…?

***

Die Daunendecke war halb verrutscht und gab einen wunderbar gewachsenen Frauenkörper frei. Langes blondes Haar breitete sich strahlenförmig auf dem Kopfkissen aus, das leichte, duftige Nachthemdchen reichte kaum bis zu den Oberschenkeln und ließ die Haut durchschimmern. Das rechte Bein war leicht angewinkelt, das linke Bein gestreckt. So schlief Jane Collins immer ein.

Jane hörte das Schrillen der Türglocke im Unterbewußtsein. Sie

glaubte erst an eine Täuschung, griff zum Telefonhörer. Der Apparat stand dicht an ihrem Bett.

»Ja?«

Ihre Stimme klang verschlafen.

Als sie keine Antwort erhielt und es trotzdem weiterschellte, wußte Jane endlich, daß jemand vor ihrer Tür stand. Aber um diese Zeit? Unwillkürlich warf sie einen Blick zur Uhr. Es war kurz vor Mitternacht.

Jane erhob sich aus dem Bett, griff ihren Morgenmantel und warf ihn über. Der schwarze Frotteestoff schmiegte sich eng an die Haut.

Es schellte noch immer.

»Ja doch«, murmelte Jane. »Ich komme ja.« Jane Collins drückte den Knopf der Sprechanlage und erkundigte sich, wer der späte Besucher war.

»Jane, ich bin es. Bill!«

»Du?«

»Mach auf, rasch, ich muß mit dir reden.« Bills Stimme klang drängend und gleichzeitig gehetzt. Jane fühlte und hörte, daß etwas nicht stimmte. Sie öffnete.

Jane Collins war Privatdetektivin und außerdem John Sinclairs Freundin. Diese Freundschaft brachte es mit sich, daß Jane oft in Fälle hineinstolperte, die im Reich des Übersinnlichen angesiedelt und für sie eigentlich eine Nummer zu groß waren. Doch Jane hatte es bisher verstanden, sich mit Mut und Geschicklichkeit aus der Affäre zu ziehen – und manchmal hatte sie einfach Glück gehabt.

Jane war eine Wucht in Blond. Ihr guter Ruf hatte sich herumgesprochen, man überhäufte sie förmlich mit Aufträgen, und Jane konnte sich die Jobs aussuchen. Scheidungssachen interessierten sie nicht, die gab sie sofort weiter. Jane war scharf auf die heißen Fälle.

Jetzt war Bill Conolly da. Er schob die Lifttür in den Gang und stürzte aus der kleinen Kabine.

Jane sah es seinem Gesicht an, daß etwas Schreckliches passiert sein mußte. »Bill, um Himmels willen, was ist los?«

»Laß mich erst mal rein«, sagte der Reporter mit kratziger Stimme. Er stolperte an Jane vorbei in den Livingroom und ließ sich dort in einen Sessel fallen.

Jane schenkte Bill zwei Fingerbreit Whisky ins Glas und sagte: »Trink erst mal.«

Dankbar nahm der Reporter das Glas entgegen. Dann kippte er den Whisky.

Jane nahm Bill gegenüber Platz. Das warme Licht einer Stehlampe streichelte ihre Gesichter. Der Reporter sah um Jahre gealtert aus, daran konnte auch die elegante Kleidung nichts ändern, die er immer

noch trug. Sein Blick flackerte wie der eines Kranken.

Jane schlug die langen Beine übereinander. »Was ist denn nun geschehen, Bill?«

»Sheila ist verschwunden«, sagte der Reporter leise.

»Nein!«

Bill nickte. Dann schrie er plötzlich: »Und Johnny!«

Jane Collins wurde blaß. Unwillkürlich fuhr ihre Hand hoch zur Kehle, so als würde sie keine Luft mehr bekommen. »Das kann doch nicht wahr sein!«

»Es ist aber wahr. Leider.«

Und dann erzählte Bill. Er sprach über eine halbe Stunde, ließ nichts aus und fügte auch seine eigenen Vermutungen hinzu. Schließlich lehnte er sich erschöpft zurück.

Jane führ sich über das Gesicht. Ihre Finger zitterten dabei. Eine lange Pause bahnte sich an.

Schließlich fragte Bill: »Was soll ich machen? Jane, glaub mir, ich bin völlig verzweifelt, ich weiß nicht mehr weiter. Die – die anderen haben mich fertiggemacht. Ich bin am Ende. Sheila und Johnny in der Hand von Vampiren. Mein Gott, das ist nicht zum Aushalten.«

Jane konnte Bill gut verstehen. Was er fühlte, war mit Worten nicht zu beschreiben. Und Trost – den wußte sie auch nicht. Wie konnte man einen Mann überhaupt trösten, dem das Liebste genommen war, das er besaß?

Trotzdem sagte die Detektivin: »Noch besteht Hoffnung, Bill. Wir sollten die Flinte nicht ins Korn werfen.« Sie wußte selbst, wie leer diese Worte waren, und Bill bestätigte es auch.

»Hoffnung«, sagte er, »ich kann es bald nicht mehr hören.« Er stand auf und begann im Zimmer auf- und abzuwandern. »Soll ich zu Hause sitzen, Däumchen drehen und darauf warten, daß man mir beide wieder zurückschickt? Ja, so könnte es sogar sein. Vielleicht kommen sie zurück. Aber nicht als Menschen, sondern…«

»Bill!« rief Jane.

»Entschuldige, aber ich bin Realist. Ich mache mir da nichts vor. Wir haben keinen Anhaltspunkt – nichts. Ich weiß nicht, wo ich nachforschen soll.«

»Und John?«

Der Reporter winkte ab. »Der ist in Rumänien. Weit vom Schuß. Sie haben ihn und Suko raffiniert dorthin gelockt. Das war ein lang vorbereiteter Plan.«

»Dann müssen wir John Bescheid geben«, sagte Jane.

»Aber wie?«

»Telegramm oder Anruf.« Jane verzog das Gesicht. »Kennst du den Ort, in dem John und Suko hängen?«

»Nein, verdammt. Die Abreise ging einfach zu schnell. Ich habe ihn

nicht gesehen.«

Plötzlich hellte sich Janes Gesicht auf. »Ich habe eine Idee«, sagte sie. »Wenn jemand weiß, wo John sich aufhält, dann ist es Superintendent Powell.«

»Das ist gut.«

Jane stand schon am Telefon. Sie suchte im Buch nach und hatte Powells Nummer rasch gefunden. »Hoffentlich ist er da.«

»Wenn nicht, rufen wir in seinem Club an.«

Jane Collins wählte schon. Nach zweimaligem Läuten wurde abgehoben, und Powell meldete sich mit einer Stimme, die dem anderen Teilnehmer unwillkürlich Angst einflößen konnte.

»Collins hier«, sagte Jane.

»Wissen Sie, wie spät es ist, Miss Collins?«

»Ich weiß, Sir. Ich hätte Sie auch nicht angerufen, wenn nicht ein dringender Fall vorläge.« Dann begann Jane zu berichten, und Powell hörte schweigend zu.

Danach bewies er, daß er nicht umsonst einer der führenden Männer bei New Scotland Yard war. »Warten Sie in Ihrer Wohnung, Miss Collins. Ich werde versuchen, John Sinclair telegraphisch zu erreichen. Er sitzt in einem Nest namens Petrila. Irgendwo in den Karpaten.«

»Können Sie nicht telefonisch…?«

»Nein, der andere Weg ist sicherer.« Powell räusperte sich und sagte: »Sie hören noch von mir. Und bestellen Sie Mr. Conolly, daß er die Hoffnungen – ach nein, sagen Sie am besten gar nichts, ich kann mir vorstellen, wie ihm zumute ist.«

»Danke, Sir«, sagte Jane. Sie legte auf.

Bill schaute sie an. »Und?«

»Powell leitet alles in die Wege«, erklärte sie. »John wird so rasch wie möglich Bescheid bekommen.«

Der Reporter nickte. »Ich frage mich nur, ob es dann nicht schon zu spät ist…«

***

Geschlafen hatte ich gut. Trotz allem. Das Fellager war bequemer, als es aussah.

Suko war schon auf den Beinen. Er grinste mich an und trocknete mit einem Handtuch seinen breiten Nacken ab. »Waschen kannst du dich draußen. Was meinst du, wie gut das eiskalte Wasser tut. Direkt eine Wohltat für Weichlinge wie dich.«

»Ha, ha.« Ich wollte mir natürlich keine Blöße geben und ging nach draußen.

Es war verdammt kalt geworden. Ein schneidender Ostwind pfiff von den Bergen herab. Er hatte den Nebel fast vertrieben, dafür biß er mit tausend kleinen Zangen in meinen Oberkörper. Wenigstens hatte ich

das Gefühl.

Mit Hilfe einer Pumpe mußte ich das Wasser hoch holen. Dann klatschte ich mir die eiskalte Flüssigkeit über Gesicht und Oberkörper. Erst fror ich, aber hinterher im Haus wurde es mir warm.

Ich rasierte mich naß. Den Spiegel hatte ich auf das Fensterbrett gestellt, schaute nach draußen und sah, daß auf den Bergen frischer Schnee gefallen war. Unsere Kammer befand sich unter dem Dach. Aufrecht im Raum stehen konnte ich nicht. Dafür war die Decke zu niedrig.

Nebenan hatte der alte Marek seine Räucherkammer. Sie schloß nicht ganz dicht ab, und der Geruch drang durch zahlreiche Ritzen in unseren Schlafraum. Es war ein widerlicher Gestank.

Das Leben in Petrila nahm wieder seinen gewohnten Lauf. Die Vertreibung des Nebels lockte die Menschen aus ihren Häusern. Ich sah Kinder zur Schule gehen, Männer zu ihren Feldern fahren, Frauen, die ein Schwätzchen hielten, und hörte das Kreischen einer Säge von der nahegelegenen Holzfabrik. Erst jetzt erkannte ich, welche Ausmaße der Ort hatte. Er war eine regelrechte kleine Stadt, deren Größe mir bei der gestrigen dicken Nebelsuppe überhaupt nicht zu Bewußtsein gekommen war. Die Gehöfte lagen weit verzweigt. Ich sah den Turm einer Kirche sowie einige kleine Geschäfte. Unbewußt legte sich ein stilles Lächeln um meine Mundwinkel. Ich hatte ein gutes Gefühl, denn ich wußte, daß diese Menschen weiterhin friedlich leben konnten. Die Vampirplage gab es nicht mehr.

Allerdings noch D. Kalurac. Und der Kamerad machte mir wirklich Sorgen. Schließlich wußte ich nicht, ja, ahnte nicht einmal, wo er sich herumtrieb. Aber ich war sicher, daß wir ihn auch noch packten.

Ich schabte den letzten Tupfer Rasierschaum von meiner linken Wange und spülte den Rasierer aus. Noch einen letzten Blick warf ich aus dem Fenster.

Da sah ich einen Mann über die Straße hetzen. Ich kannte ihn. Es war der Bürgermeister. Er hielt einen Umschlag in der Hand und steuerte Mareks Haus an.

Auf einmal hatte ich ein ungutes Gefühl.

Hastig verstaute ich den Rasierer, streifte mein Hemd über und lief nach unten.

Gleichzeitig mit dem Bürgermeister betrat ich die Küche.

»Telegramm«, sagte er, »für John Sinclair!«

Er überreichte es mir und blieb neugierig stehen. Ich wandte mich ab und riß den Umschlag auf.

Soeben kam Suko in die Küche und blieb überrascht stehen, als er mich mit dem Telegramm in der Hand sah.

»Aus London«, erklärte ich.

»Und?«

Ich las. Wurde bei jedem Wort blasser und ließ mich auf einen Stuhl fallen.
»Mein Gott«, flüsterte ich.
»Was ist?« rief Suko.
»Sheila Conolly und der kleine Johnny sind von Vampiren entführt worden.«
Suko schaute mich an, und noch nie hatte ich meinen Partner so blaß gesehen.

***

Der Platz war ideal!
Ein alter, verlassener Friedhof. Grabsteine, denen Wind und Wetter ihre Spuren eingekerbt hatten, knorrige Bäume mit verwinkelten Ästen und Zweigen, hüfthohes Gras, das im ewigen Wind wie ein Meer wogte, und eingefallene Gräber, auf denen das Unkraut wucherte.
Vor Jahren schon war dieser Friedhof aufgegeben worden. Ebenso wie die alte Leichenhalle, deren Kuppelbau wie eine Trutzburg über die Wipfel der zahlreichen Trauerweiden und Pappeln hinwegragte.
Die Leichenhalle hatte einen kreisrunden Grundriß. Auf den Dachschindeln klebte der Grünspan, und durch die zerschlagenen Fenster jaulte der Wind. Ratten, Mäuse und anderes Ungeziefer hatten auf dem Friedhof einen idealen Platz gefunden – aber auch die Vampirfamilie Mortimer fühlte sich auf dem Totenacker wohl. Hier hatte sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Seit drei Jahren lebten sie hier, nachdem man sie aus den Wäldern Mittelenglands vertrieben hatte.
Die Mortimers waren degeneriert. Schon seit langer Zeit ernährten sie sich nicht mehr von dem Blut der Menschen, sondern schlachteten Tiere. Für Vampire ein Novum, aber sie sahen keine andere Möglichkeit, um zu überleben. Außerdem waren sie zu feige und ängstlich, um sich an Menschen zu vergreifen. Aus der einst so stolzen Familie war ein dem Zerfall preisgegebener Clan geworden. Und das sah man Ezra Mortimer an.
Sein Greisengesicht schien nur noch aus Falten zu bestehen. Gebeugt ging er daher, träumte höchstens noch von den vergangenen Zeiten und war mit sich und seiner Umwelt unzufrieden. Es gab Momente, da wünschte er sich fast, gepfählt zu werden, damit die Qualen endlich ein Ende hatten. Aber er war zu einem ewigen Leben verdammt und hatte sich damit abgefunden, ein Nichts zu sein. Ebenso wie seine drei Söhne. Auch sie hatten keine Lust zu kämpfen, schliefen tagsüber in ihren Särgen unterhalb der Leichenhalle und streunten nachts in der Gegend herum. So vegetierten sie jahrelang dahin. Bis D. Kalurac kam!
Plötzlich änderte sich alles. Ezra Mortimer hatte einen Traum gehabt,

und in diesem Traum wurde ihm gesagt, daß bald jemand kommen würde, der die alten Zeiten zurückbrachte. Zuerst hatte Mortimer es für einen Scherz gehalten, doch der Traum wiederholte sich. Beim drittenmal erfüllte er sich. Kalurac kam.

Und mit ihm der Ceprac-Clan.

Zusammen holten sie die Mortimers aus ihrer Lethargie. Der Ceprac-Clan setzte sich aus vier Personen zusammen. Der Alte, seine rothaarige Tochter Rebecca, und seine beiden Söhne Vlado und Gorum.

Nun kam die Mortimer-Familie noch hinzu. Der alte Ezra mit seinen drei Söhnen Fred, Brian und Hivar. Die Söhne waren fast im gleichen Alter. Sie unterschieden sich jeweils um zwei Jahre, sahen fast so aus wie ihr Vater, nur daß sie weniger Falten hatten. Und D. Kalurac kam hinzu. Der Blutsauger aus Rumänien und König der Vampire.

Ezra war es auch, dem Kalurac seinen ersten Besuch abgestattet hatte. Mortimer hörte zu, was ihm der rumänische Vampir zu sagen hatte, und war begeistert. So etwas wie das alte Feuer kehrte zurück, als hätte es nur dieses einen Anstoßes bedurft.

»Ja, wir werden es packen!« hatte er mit lauter Stimme geschrien, daß es schaurig in den Gewölben widerhallte. »Wir werden die Menschen knechten und wieder die wahren Herren sein!«

Mit Freuden hatte Kalurac die Worte vernommen. Jetzt hatte er eine Streitmacht, auf die er sich verlassen konnte. Und die Vampire waren schon unterwegs, um ihre ersten Aufträge auszuführen.

Kalurac war mit Ezra Mortimer allein in der Leichenhalle zurückgeblieben. Alle anderen waren in dieser Nacht unterwegs. Kalurac und Mortimer hockten auf dem Podest, wo früher die Särge gestanden hatten. Dahinter gab es eine Tür, an die sich eine nach unten führende Treppe anschloß.

Über diese Treppe erreichte man ein Gewölbe, das gewaltige Ausmaße hatte, durch hohe Säulen gestützt wurde und nicht nur Särge beherbergte, sondern auch zahlreiche Gebeine. Sie moderten schon Jahrhunderte in den Gewölben, lagen in extra dafür geschaffenen Kammern, in die die Menschen damals die Pesttoten gesteckt hatten.

Es war ein Ort des Grauens. Aber nur da fühlten sich die Geschöpfe der Nacht wohl. Daran hatte sich auch in unserer modernen Zeit nichts geändert.

Über die Zeiten sprachen auch die beiden Vampire. Es war schon ein Unterschied, wenn man sie ansah. Hoch aufgerichtet und stolz wie ein König wirkte der Untote aus Rumänien. Zwergenhaft klein dagegen Ezra Mortimer, obwohl er früher Anführer einer berühmten Vampirsippe gewesen war.

Die meisten waren gepfählt worden, und vielleicht hatte auch das dazu beigetragen, die Angst in Mortimer zu stärken. Aber jetzt fühlte

er sich geborgen. Seit D. Kalurac da war, meinte er, einen unsichtbaren Schutzschirm um sich zu haben. Immer wieder mußte er die Gestalt des Vampirkönigs anschauen, die so mächtig vor ihm aufragte. D. Kalurac war noch ein Vampir des Klassizismus. Seine dunkle Kleidung, sein langer Mantel, sein gesamtes Gehabe flößte irgendwie Vertrauen ein.

Und er strotzte vor Kraft, was man von den Mortimers nicht gerade behaupten konnte.

Kalurac nahm wieder auf dem Steinpodest Platz. Seine farblosen Lippen in dem bleichen Gesicht verzogen sich zu einem Lächeln.

»Du glaubst es immer noch nicht, wie?«

Ezra Mortimer schüttelte den Kopf. »Nein, großer Kalurac, ich kann es nicht glauben. Zu lange waren wir unterdrückt. Nicht die Menschen fürchteten sich vor uns, sondern wir uns vor ihnen. Und das ist schlimm. Früher, wenn wir in mondhellen Nächten auftauchten, dann flohen sie vor uns. Aber sie hatten keine Chance, wir holten sie uns doch. Vor allen Dingen die Jungfrauen.«

Der Vampir kicherte, als er das sagte, und rieb sich die Hände. Es hörte sich an, als würde Papier gegen Papier rascheln.

»Aber dann änderten sich die Zeiten«, fuhr er fort. »Viele machten Jagd auf uns, man rottete uns förmlich aus. Autos wurden erfunden, Vögel, mit denen man fliegen konnte, kamen hinzu. Man nahm uns die Wälder, holzte sie ab, und wir mußten fliehen. Die Zeit eilte sehr schnell. Angst hatten die Menschen immer noch, aber sie besaßen schreckliche Waffen. Rohre, die richtiges Feuer speien konnten und uns zu Asche verbrannten. Wir trauten uns nicht mehr, einen Menschen anzufallen. Unsere Sippen wurden dezimiert, wir mußten flüchten. Es wurde immer schwerer, einen Platz zu finden, an dem wir uns verstecken konnten. Schließlich ernährten wir uns von Tierblut, was bewirkte, daß unsere Kräfte nachließen. Immer schwächer wurden wir, immer tiefer zogen wir uns in die Wälder zurück, hausten in Höhlen, weil es zu gefährlich für uns war, den Tag in einem Sarg oder einer Gruft zu verschlafen.«

D. Kalurac nickte. »Ich weiß, was ihr durchgemacht habt. In meinen Träumen habe ich es gesehen. Mein Geist wanderte durch die Dimensionen, bis ich beim Meister der Schatten, dem Spuk, landete.«

»Ihn habe ich noch nie gesehen«, sagte Mortimer. »Sei froh, denn sein Reich ist der Friedhof der Dämonen oder der Vorhof zur Hölle. Bei ihm leben die durch einen Fluch gefangenen Seelen und warten auf eine Erlösung. Ob sie irgendwann einmal kommt, das weiß niemand. Die Ungewißheit ist schrecklich. Aber auch ich habe in der Zeit gelernt, ich habe die Welt beobachten können, allerdings ohne einzugreifen. Ich habe mitbekommen, wie Menschen – normale Menschen – uns plötzlich den Kampf ansagten. Wie dieser John

Sinclair.«

Ezra Mortimer stieß ein dämonisches Knurren aus. »Laß diesen Namen aus dem Spiel.«

Kalurac lachte. »Wieso? Kennst du ihn?«

»Nein, aber ich habe Schlimmes über ihn gehört.« Der alte Mortimer rieb wieder seine Hände gegeneinander.

»Ein Grund mehr, um sich dieses Sinclairs anzunehmen«, sagte Kalurac. »Bevor wir unseren großen Plan in die Tat umsetzen können, müssen wir ihn vernichten.«

Er lachte plötzlich. »Nach Rumänien haben wir ihn gelockt, und dort sitzt er fest. Wenn er zurückkommt, haben wir seine Freunde in der Gewalt. Und er wird alles tun, um sie zu befreien. Sinclair frißt uns aus der Hand, glaube mir.«

Mortimer zog ein zweifelndes Gesicht. »Er ist stark, vergiß das nicht, großer Kalurac.«

»Hast du schon wieder Angst?«

»Nein, ich bin nur vorsichtig.«

»Ach, Unsinn. Sinclair ist ein Mensch. Er gehört zu der Sorte, die für seine Freunde alles tun. Der würde sich uns sogar ausliefern, dieser Narr.«

»Und dann?«

Kalurac spreizte die Finger und führte zwei kreisrunde Bewegungen mit den Händen durch. »Was ich mir für ihn ausgedacht habe, sage ich nicht. Auf jeden Fall wird es schlimmer als die Hölle sein. Da sei sicher, du Zweifler.«

Quietschend wurde die alte Eingangstür der Leichenhalle aufgezogen. Carl Ceprac, Anführer der österreichischen Sippe, betrat die Halle. Er verbeugte sich vor Kalurac.

»Nun?« fragte der König der Vampire. »Was ist?«

»Es ist ruhig draußen. Der Mond scheint hell, und ich fühle, wie meine Kräfte zurückkehren.«

»So muß es auch sein. Bald wirst du soviel Kraft haben wie nie zuvor.«

»Eigentlich müßten die anderen schon zurück sein«, sagte Ceprac.

Kalurac winkte ab. »Gut Ding braucht Weile. Dieses Sprichwort kennst du doch.«

»Sicher. Aber wir leben in unruhigen Zeiten, und da kann leicht etwas passieren.«

»Vergiß deine Ängstlichkeit, denn ich, Draculas Neffe, bin jetzt hier.«

»Verzeih…«

Kalurac schritt wirklich wie ein König durch die Leichenhalle. Mit weiten, raumgreifenden Schritten. Wenn er sich schnell bewegte, wurde sein Mantel herumgeworfen und blähte sich auf wie ein Vorhang. Es war nicht völlig dunkel in der Halle. In den Wänden

steckten noch die alten, verrosteten Halter. Sie enthielten schwarze Kerzen, deren Dochte mit zuckenden Flammen brannten und ein bizarres Schattenspiel auf die dicken Steine warfen. Übergroß zeichneten sie den Schatten des Vampirs nach.

Einen Schatten, der vollkommen finster war, denn bei normalem Licht warfen die Blutsauger keinen Schatten, und sie zeigten auch kein Spiegelbild.

Abrupt unterbrach Kalurac seine Wanderung. Gespannt sahen die beiden Alten ihn an. »Was ist?« fragte Carl Ceprac.

»Er kommt.«

»Wer kommt?« wollte Ezra Mortimer wissen.

»Der Leichenwagen. Ich höre ihn genau.« Kalurac kicherte. »Und sie haben die Beute, das fühle ich.«

Ceprac stand auf. »Soll ich nachsehen?« Er lief schon auf die Tür zu.

»Nein, bleib hier. Wir werden sie hier erwarten.« Die beiden alten Vampire hatten längst nicht so ein gutes Gehör wie Kalurac. Es dauerte einige Zeit, bis auch sie das Motorengebrumm vernahmen.

Dann klappten Wagenschläge, und wenig später wurde die Tür aufgestoßen. Zwei Vampire betraten die Leichenhalle. Sie waren nicht allein!

Zwischen ihnen hing eine blonde Frau. Sie wirkte benommen. Ihre Füße schleiften über den Boden. Das Kleid war an der linken Seite bis zum Schenkel herauf zerrissen. Das sorgfältige Make-up war zerlaufen und zeichnete dunkle Striche in ihrem Gesicht nach.

Allein konnte sich die Frau kaum auf den Beinen halten. »Ist sie das?« flüsterte der alte Ceprac.

»Ja!« rief Kalurac triumphierend aus. »Das ist sie. Sheila Conolly, die Frau von Sinclairs bestem Freund. Der gute Bill wird durchdrehen, ebenso wie Sinclair!«

Der Vampir trat auf Sheila zu. »Sieh mich an!«

Mühsam hob Sheila Conolly den Kopf.

Ihr Gesicht befand sich dicht vor dem des Untoten. Kalurac zog die Lippen zurück und präsentierte seine beiden dolchspitzen Zähne. »Na, wie fühlst du dich?« fragte er.

»Bitte«, flüsterte Sheila, »bitte, lassen Sie mich. Ich…«

Die Untoten lachten. »Sie hat Angst!« schrie Kalurac. »Seht, sie hat Angst!«

Ezra Mortimer streckte den Arm aus und spreizte die Finger. Er fuchtelte damit dicht vor Sheilas Gesicht herum.

»Als ob wir keine Angst gehabt hätten in all den Jahren. Diesmal sollst du spüren, was wir gefühlt haben, und dann, wenn es soweit ist, wenn du…«

»Laß sein!« befahl Kalurac. »Ihr steht ja noch einiges bevor. Schafft sie erst einmal in das Gewölbe! Dort kann sie dann in illustrer

Gesellschaft über alles nachdenken.« Er deutete auf die Tür. »Weg mit ihr!«
Gorum und Vlado schleiften Sheila fort. Die anderen schauten ihnen nach.
»So ist es recht!« zischte Ceprac. »So muß es sein. Die alten Zeiten kehren zurück. Ich spüre es, und ich bin stolz auf meine beiden Söhne, die noch nichts verlernt haben.«
Kalurac winkte ab. »Warte erst einmal, bis Rebecca zurück ist. Mal sehen, ob sie ihrer Aufgabe gewachsen war.«
Ceprac kicherte. »Und ob. Rebecca wird es schaffen. Auf Männer war sie schon immer scharf. Sie hat sie alle um den Finger gewickelt. Wie es ihr beliebte.«
Das paßte Kalurac nicht in den Kram, schließlich war er selbst scharf auf die rothaarige Rebecca. Und er wollte sie auf keinen Fall mit jemanden teilen. Er beschloß, bei passender Gelegenheit ein Wörtchen mit dem weiblichen Vampir zu reden.
Inzwischen wurde Sheila Conolly die Treppe hinuntergeschleift. Die Blutsauger gingen nicht eben zart mit ihr um. Immer wieder gerieten sie in Versuchung, Sheila anzugreifen, doch dann siegte die Angst. Sie hatten den strikten Befehl, die Gefangene in Ruhe zu lassen. So lange jedenfalls, bis neue Anordnungen gegeben wurden.
Und die würden irgendwann kommen. Da waren sich die beiden Untoten sicher…

***

Schwer rollte sich Dom de Louise auf die andere Seite. Fast wäre er vom Bett gefallen. Im letzten Moment stutzte er sich mit der Hand ab und blieb liegen.
Nur allmählich geriet sein Gedankenapparat wieder auf Touren. Diese Rebecca war ein Höllenweib. Im wahrsten Sinne des Wortes. Eiskalt hatte sie ihn reingelegt. Es war nicht einmal zum Austausch von Zärtlichkeiten gekommen. Dom de Louise hatte plötzlich einen scharfen Biß am Hals gespürt, dann war der Schwindel gekommen und hatte ihn hineingezogen in einen tiefen, dunklen Schacht des Vergessens. De Louise setzte sich auf.
Noch immer drehte es sich in seinem Kopf. Er verzog das Gesicht, und wiederum galt sein Gedanke dem rothaarigen Girl. Wahrscheinlich gehörte es zu der Sorte, die ihre Kunden bestahlen. Mit Schrecken wurde Dom de Louise klar, daß er einige geheime Unterlagen in seinem Privatsafe aufbewahrt hatte. Sofort lief er hin. Sein Gang war schwankend, als befände er sich auf einem Boot bei hohem Seegang. Der Safe lag zwar gut versteckt, aber diese Weiber waren verdammt raffiniert. Sie hatten Routine und Erfahrung.
Aus dem Schreibtisch holte Dom de Louise den Safeschlüssel, eine

Spezialanfertigung.
Die dicken Lippen des Mannes verzogen sich zu einem Lächeln, als er auf den schmalen Schrank zuging, die Türen öffnete und einige Kleidungsstücke nach rechts über die Kleiderstange schob.
Dann sah er die schmale Tür des Safes vor sich. Er schob den Schlüssel in den Schlitz, drehte ihn zweimal herum und öffnete die Klappe.
Ein befreiter Stöhnlaut drang über seine Lippen. Es war alles noch vorhanden.
Hastig wühlte Dom de Louise die Papiere durch und zählte auch das Bargeld nach. Nichts fehlte. Beruhigt schloß er wieder ab. Doch dann kamen die Gedanken.
Er fragte sich, warum ihn die Frau hereingelegt hatte. Was bezweckte sie damit?
Wieder wurde ihm schwindelig, und er mußte sich setzen. Eine seltsame, nie gekannte Schwäche zog durch seinen Körper, gleichzeitig jedoch stieg ein Drang in ihm hoch, den er ebenfalls noch nie gespürt hatte. Er bekam Durst. Aber nicht auf Wasser… De Louise erhob sich und schlug trotzdem den Weg zum Badezimmer ein. Mit der Schulter drückte er die Tür auf, betrat das prachtvolle Bad und blieb abrupt stehen. Er sah sich nur verschwommen.
Das Bad hatte nicht nur einen Spiegel, sondern vier. Sie waren so raffiniert aufgehängt, daß der Betrachter sich in jedem Spiegel genau sehen konnte.
Doch Dom de Louise erkannte sich nicht. Die Körperkonturen zerflossen in der spiegelnden Fläche, so daß de Louise das Gefühl hatte, von sich bewegenden, immer schwächer werdenden Schatten umgeben zu sein. Sein eigenes Bild wurde langsam ausgelöscht. Dom de Louise bemerkte es mit Schrecken. Und plötzlich kam die Panik.
»Nein«, brüllte er, »nein und nein!« Er riß die Arme hoch, preßte sie gegen seine Augen, machte auf dem Absatz kehrt und rannte fluchtartig in den anderen Teil der Wohnung. Verzweifelt warf er sich auf sein Bett. Er vergrub das Gesicht in den Kissen und stellte sich die bange Frage, was mit ihm geschehen war. Wie es kam, daß er plötzlich sein Spiegelbild nicht mehr klar und deutlich sah.
Er wußte keine Antwort, nahm jedoch an, daß alles mit dem Besuch des rothaarigen Callgirls zusammenhing. Nur langsam beruhigte sich der Mann wieder. Doch etwas anderes kam hinzu.
Dom de Louise glaubte, sein Oberkiefer wäre stark angeschwollen. Ein Gefühl wie beim Zahnarzt stellte sich ein, wenn die Spritzen aufhörten zu wirken.
Dom de Louise wälzte sich auf den Rücken. Er bot ein Bild des Jammers. Sein Atem ging stoßweise, schwer pumpte sein Herz, das Blut kochte in seinen Adern. Als er jetzt die Hand hob, die Oberlippe

zurückschob und nach den Zähnen tastete, traf ihn der zweite Schock.

Die Eckzähne rechts und links waren gewachsen! Spitz und hart liefen sie nach unten zu, erinnerten ihn an zwei Hauer.

Wie ein Vampir sah er aus. Vampir?

Dom de Louise war Engländer. Er kannte die Geschichten, die man sich über Vampire erzählte, und plötzlich wurde ihm klar, daß er zu einem Vampir geworden war. Ja, er war ein Blutsauger. Es gab keine andere Möglichkeit.

Dom de Louise hatte das Gefühl, einen bösen Traum zu erleben. Doch es war kein Traum, sondern harte, brutale Wirklichkeit. Der Mann mußte sich damit abfinden, innerhalb von Stunden ein anderer geworden zu sein. De Louise stand auf. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, so schlecht ging es ihm. Er zitterte, sein Herz schlug rasend, und tief in seinem Bewußtsein hegte er noch den Wunsch, einen Arzt anzurufen. De Louise taumelte zum Telefon.

Weit, viel zu weit stand es entfernt. Er stützte sich am Tisch ab, schleifte über den Boden, torkelte weiter und riß einen Stuhl um. Das Zimmer drehte sich vor seinen Augen. Die Bilder an den Wänden, die Lampen, die Möbelstücke – sie alle führten ihre bizarren Tänze auf. Der grüne Telefonapparat schien sich immer weiter zu entfernen.

Dom de Louise streckte den rechten Arm aus. Sein Mund stand offen. Keuchend schnappte er nach Luft, tat noch einen unsicheren, taumelnden Schritt – und fiel. Schwer krachte der massige Mann zu Boden. Das Innere seines Körpers schien in Flammen zu stehen. Das Gift des rothaarigen Vampirs wühlte in seinen Adern. Er versuchte auch gar nicht mehr, dagegen anzugehen. Weit riß er die Augen auf, wollte soviel Eindrücke wie möglich mit nach »drüben« nehmen. Er sah, daß sich die weiße Decke verfärbte und zu einem rasenden blutroten Nebel wurde, der sich immer tiefer senkte und den Mann schließlich verschluckte. Ein letzter, saugender Atemzug. Dann war es still.

Die Stille des Todes lag über der Wohnung. Dom de Louise war gestorben, als Mensch gestorben, doch als Vampir würde er wiederauferstehen, um Kaluracs höllischen Auftrag zu erfüllen…

***

Hoffnungslos!

Ein anderes Wort fand Sheila Conolly für ihre Lage nicht. Tief unter der Erde war sie eingekerkert in einem finsteren Gewölbe mit dicken festen Mauern, die ein Entkommen so gut wie unmöglich machten.

Die Vampire hatten Sheila nicht gefesselt. Sie konnte sich frei bewegen. Auch die Luft war nicht so schlecht, wie Sheila befürchtet hatte.

Fackeln tauchten das Gewölbe in ein dämmriges Zwielicht, bemalten

die Wände mit ihren tanzenden Schatten und formten immer neue Figuren, die Sheila vorkamen wie Gestalten aus einer anderen Welt. Grausam war die Einsamkeit.

Sie war völlig allein hier unten, hatte niemanden, mit dem sie reden konnte. Automatisch kamen die Gedanken. Sie hatte sich überraschen lassen, war den Vampiren wie eine Anfängerin in die Falle getappt und machte sich jetzt die bittersten Vorwürfe. Nur – wer hätte das ahnen können? Nie hatte sie damit gerechnet, daß ein Angriff der Dämonischen erfolgen würde, sie hatte sich in Sicherheit geglaubt und sich auf einen Theaterabend gefreut.

Sheila Conolly begann damit, ihre Einstellung zu überdenken. Sie glaubte, sich losgesagt zu haben von einem Leben, das Bill Conolly vor ihrer gemeinsamen Hochzeit geführt hatte. Sheila nahm an, daß alles vorbei war, doch sie sah sich getäuscht. Schon bei der Geburt ihres Sohnes hätte sie mißtrauisch werden müssen, als die Bösen gnadenlos zuschlugen. Doch Sheila hatte gehofft und damit gerechnet, daß alles vorbei war. Sie hatte sich getäuscht.

Wer einmal gegen die Mächte der Finsternis gekämpft und ihnen Schaden zugefügt hatte, den ließen sie nicht mehr los. Sie verfolgten ihn auf Schritt und Tritt, mit dem Ziel, ihn zu vernichten.

Und Bill hatte an John Sinclairs Seite gekämpft. Viele Fälle hatten sie gemeinsam gelöst. Es lag auf der Hand, daß Sheila ebenfalls in den höllischen Strudel mit hineingerissen wurde. Sie kannte das Sprichwort: mitgefangen – mitgehangen…

Bei ihrem letzten Abenteuer hatte es wenigstens noch eine Chance zur Flucht gegeben. Aus einem Krankenhaus konnte man fliehen, durchs Fenster, zum Beispiel. Jetzt aber hockte sie in einem Verlies tief unter der Erde ohne Kontakt zur Außenwelt. Das machte sie so fertig.

Sheila Conolly dachte an ihren Sohn. Sie war heilfroh, daß nicht auch er in die Hände der Blutsauger gefallen war. Und Sheila betete, daß Bill, ihr Mann, den kleinen John in Sicherheit bringen würde. Alles andere war ihr egal.

Trotz der miesen Situation, in der sich Sheila befand, arbeitete ihr Verstand klar und präzise. Daß die Vampire sie nicht direkt angegriffen hatten, ließ darauf schließen, daß sie noch etwas mit ihr vorhatten. Wahrscheinlich sollte sie als Geisel benutzt werden, um an John und Bill heranzukommen zu können. Ein einfacher Plan, aber wirkungsvoll.

Wie sie John kannte, würde er sicherlich darauf eingehen. Und sie wußte weiter, daß die verdammten Höllengeschöpfe falschspielten. Noch nie hatten sie ihr Wort gehalten. Für Vampire gab es Begriffe wie Ehre, Moral und Anstand nicht. Für sie zählte nur das Böse.

Sheila begann, in ihrem riesigen Gefängnis auf- und abzuwandern

und es zu untersuchen. Manchmal hatte sie das Gefühl, ihren Tränen freien Lauf lassen zu müssen, doch immer wieder riß sie sich zusammen.

Die hohen, deckenstützenden Säulen waren durch Rundbögen miteinander verbunden. Sheila kam sich klein und verloren vor. Dieses Gewölbe war uralt, und sie fragte sich, wozu es einmal gedient haben mochte.

Sheila fand sehr rasch eine Antwort, denn als sie tiefer in das Gewölbe eindrang, verengte es sich, und Sheila betrat einen ziemlich breiten Gang.

Es war dunkel hier. Der Lichtschein der Fackeln drang nur sehr schwach herüber, so daß Sheila erst im letzten Augenblick die Nischen entdeckte, die sich groß wie Zimmer in die Wände hineinschoben.

Neugierig trat Sheila näher. Mit einem Schrei führ sie zurück.

Knochen, Gebeine, Totenschädel – in einem wirren Durcheinander lagen sie in den Nischen übereinander gestapelt. Sheila schloß die Augen und legte ihre Hand gegen das hämmernde Herz.

Dieser fürchterliche Anblick hatte sie geschockt. Sie erinnerte sich daran, daß sie einmal Katakomben besichtigt hatte, in denen es ähnlich aussah. Die Nischen beherbergten die Gebeine zahlreicher Pesttoter.

Sollte dieses Gewölbe ähnliches beherbergen? Eine andere Erklärung gab es für Sheila nicht.

Sie verließ den Ort des Schreckens, schritt wieder zurück und fühlte sich unsagbar einsam und verloren. Die Pelzjacke hatte sie zum Glück noch anbehalten, so daß sie vor der ärgsten Kälte geschützt war.

Ein knarrendes Geräusch ließ sie aufhorchen. Sheila blieb stehen und lauschte.

Die Tür war geöffnet worden.

Schritte!

Sie kamen die Treppe herunter, näherten sich dem Gewölbe.

Ängstlich preßte sich Sheila gegen eine der Säulen. Kamen die Blutsauger jetzt, um sie zu holen?

Es war Kalurac persönlich, der sich herunterbemühte. Der Widerschein einer Fackel geisterte für einen winzigen Moment über sein Gesicht und machte es zu einer Teufelsfratze.

Kalurac hielt etwas auf dem Arm. Er bückte sich und ließ das Etwas auf der zweitletzten Stufe liegen.

»Ein Geschenk für dich!« rief er mit höhnischer Stimme.

Dann drehte er sich um und verschwand wieder.

Sheila hatte eine schreckliche Vermutung. Hastig lief sie auf die Treppe zu, und schon auf halben Weg wurde die Vermutung zur Gewißheit.

Das Weinen eines kleinen Kindes durchschnitt die Stille.

»Johnnnyyy…!« brüllte Sheila und warf sich weinend neben der Treppe zu Boden…

***

Ein Toter wurde wieder wach!

Ein Mann, dessen Herz aufgehört hatte zu schlagen, der aber trotzdem noch lebte, dabei nicht atmete, der kein Spiegelbild mehr hatte und keinen Schatten mehr warf.

Der Mann war ein Vampir, und er hieß mit bürgerlichem Namen Dom de Louise.

Er sah zwar noch aus wie ein Mensch, doch er fühlte längst als ein Geschöpf der Hölle. Er hatte lange gelegen, zu lange, denn normalerweise hätte er schon im Büro sein müssen.

Schwerfällig stand er auf. Noch immer trug er den Bademantel.

Mit einem Ruck schleuderte er ihn von seinem Körper, schritt in sein Schlafzimmer, öffnete den Ankleideschrank und suchte seine Kleidung heraus.

Er wählte genau, sorgte dafür, daß die Sachen zueinander paßten. So hatte er es als Mensch auch immer gehalten.

Dann läutete das Telefon. Er zuckte zusammen, überlegte, ob er abheben sollte, und entschloß sich, es zu tun. »Ja«, meldete er sich.

Harold Farmer, sein Assistent, war dran. »Sir, ich dachte, es wäre Ihnen etwas passiert. Wir waren beunruhigt, weil Sie nicht…«

»Ich fühle mich nicht wohl«, gab der Vampir zurück.

»Dann kommen Sie nicht ins Büro?«

Jetzt huschte ein böses Lächeln um die Lippen des Blutsaugers. »Doch«, erwiderte er, »ich komme, Farmer. Ganz bestimmt sogar. Warten Sie ab.«

»Jawohl, Sir!«

De Louise legte auf. Er band sich eine Krawatte, schlüpfte in das maßgeschneiderte Nadelstreifenjackett, nahm seinen Aktenkoffer und wollte die Wohnung schon verlassen, als abermals das Telefon anschlug. Diesmal war der Anrufer eine Frau.

»Ich hoffe, du hast gut geschlafen, Dom«, vernahm er die Stimme der rothaarigen Rebecca.

»Ja, wundervoll.«

»Und wie fühlst du dich?«

»Prächtig.«

»Du weißt, was der König verlangt?«

»Ich weiß es.«

»Wirst du dich daran halten?«

»Ich werde Kalurac nicht enttäuschen.«

Rebecca lachte. »Dann bis später. Wir rufen wieder an und verlangen einen Bericht.«

Der Vampir legte auf. Kalurac. Vor einem Tag noch hätte er mit diesem Namen nichts anzufangen gewußt, doch jetzt wußte er, wer sich dahinter verbarg. Sein Herr und Meister, dem er zu gehorchen hatte. Eine große Sehnsucht erfaßte ihn, diesen Kalurac einmal kennenzulernen. Die Zeit würde kommen, da war er sich ganz sicher. Und wenn Kalurac befahl, mußte man gehorchen.

Der Vampir verließ seine Wohnung.

Eine Aufwartefrau kam ihm entgegen. Sie grüßte freundlich, doch de Louise erwiderte den Gruß nicht. Er sah nur den Hals der Frau und die Adern unter der Haut pochen. Plötzlich überkam ihn die Gier.

Seine Lippen zuckten, er wollte schon seine Vampirzähne zeigen, doch er beherrschte sich.

»Ist Ihnen nicht gut, Sir?« fragte die Frau.

»Doch, doch…«

Hastig drückte sich de Louise an der Frau vorbei und verschwand um den nächsten Treppenabsatz. Er sah nicht die nachdenklichen Blicke, die ihm hinterhergeschickt wurden.

De Louise verließ das Haus. Langsam kroch das Grau der Morgendämmerung über die Londoner Häuser Schluchten. In den Straßen waberten noch Nebelschleier. Es war feucht und kühl geworden. Die Sonne hatte keine Chance, durchzubrechen. Und das freute Dom de Louise.

Sein Wagen parkte in der Garage. Er hatte diesmal keinen Chauffeur bestellt, sondern wollte selbst fahren. Es galt, Pläne zu schmieden und viel zu überlegen.

Wenig später rollte der schwere Rover langsam rückwärts aus der Garage. Schon bald hatte der Vampir die ruhigen Wohnviertel hinter sich gelassen. Er führ jetzt über die Park Lane, an der Ostseite des Hyde Parks vorbei, passierte das Hilton Hotel und das Wellington Museum. Über die Grosvenor Lane näherte er sich dem Regierungsviertel.

Ruhig hielt Dom de Louise das Steuer. Nichts an seiner Haltung verriet, daß er gestern noch ein ganz anderer gewesen war. Er sah aus wie immer, bewegte sich wie immer und redete wie immer.

Und doch war er ein Geschöpf der Finsternis. Wegen des leichten Nebels hatten sämtliche Fahrzeuge die Scheinwerfer eingeschaltet. Der Vampir stellte sich auf die gegebenen Verkehrsverhältnisse ein. Er fuhr jetzt über die Victoria Street. Je mehr er sich dem Regierungsviertel näherte, um so dichter wurde der Verkehr. London erlebte den Morgenstau. Nur im Schrittempo ging es weiter.

Und dann sah er das Gebäude von New Scotland Yard. Der schlanke Turm stach wie ein riesiger Finger in den bleigrauen Himmel.

Für einen Moment verzerrte sich das Gesicht des Vampirs. Durch Kaluracs Informationen wußte er, wer hier arbeitete. John Sinclair!

Ihr erbittertster Feind.

Dom de Louise spielte mit dem Gedanken, einfach das Gebäude zu betreten, in Sinclairs Büro zu gehen und…

Er verwarf den Gedanken wieder, als sein Vordermann anfuhr. Die Autoschlange setzte sich im Kriechtempo in Bewegung. Zwanzig Minuten später fuhr ein Angestellter den Rover in die Tiefgarage, während sich Dom de Louise mit einem Lift in sein Büro hochschießen ließ. Es lag im vierten Stock.

Das Bürohaus stammte noch aus dem vorigen Jahrhundert. Mit seinen weiten, hohen Gängen und den wuchtigen Treppen wirkte es wie eine alte Schule oder ein archaisches Gerichtsgebäude.

Im Vorzimmer sprang seine Sekretärin auf, als de Louise den Raum betrat. »Guten Morgen, Sir!«

Der Vampir nickte grüßend zurück. Er zog die Doppeltür auf und verschwand in seinem Büro.

Es hatte zwei hohe alte Fenster. Trübes Tageslicht sickerte in den Raum. Trotzdem zog der Untote noch die schweren Vorhänge zu. Seine Lampe auf dem Schreibtisch drehte er so, daß der Schein einen senkrechten Kegel auf den Schreibtisch warf. Ein Teil der Post lag schon bereit. Es war wie an jedem Morgen. Aktennotizen mußten gelesen werden, dazu Rundschreiben und neue Anordnungen. Nur interessierte Dom de Louise das alles nicht mehr. Immer stärker spürte er den Drang, das zu tun, was ein Vampir tun mußte, um zu überleben. Es klopfte. Aber nicht an die Tür zum Vorzimmer, sondern an die zweite, die zum Büro des Assistenten führte. »Come in!«

Harold Farmer betrat den Raum.

Smart, jung, flexibel, angenehme Erscheinung. Um die Dreißig, und sehr dynamisch. Werbeagenturen suchten mit diesen markigen Worten ihre Mitarbeiter. Und in eine Agentur hätte Harold Farmer viel besser gepaßt.

Stets war er nach der neuesten Mode gekleidet, ging jede Woche zum Friseur und ließ sich dort auch seinen dunklen Oberlippenbart schneiden.

Er trug einen blauen Nadelstreifenanzug, der verdammt teuer aussah. Aber wenn man einen reichen Vater hatte wie Farmer, konnte man sich diese Kleidung leisten. Sekundenlang musterten sich die beiden ungleichen Männer. Dom de Louise haßte seinen Mitarbeiter. Er wußte, daß Farmer nur darauf wartete, seinen Posten zu besetzen. Der Emporkömmling lauerte förmlich darauf, den Sprung nach ganz oben zu schaffen, und er wartete, daß de Louise einen Fehler beging.

Doch der Vampir war ein alter Praktiker. So leicht machte ihm niemand etwas vor. Und dieser Theorieschnösel schon gar nicht. Wie immer lächelte Farmer, als er den Morgengruß entbot. De Louise nickte nur.

»Der Staatssekretär Thorpraine hat schon nach Ihnen gefragt, Sir. Ich habe ihm gesagt, daß…«

»Geschenkt, Farmer.«

»Wie Sie wünschen, Sir.« Der Knabe blieb aalglatt. »Darf ich dann die Unterlagen bei Ihnen abgeben?«

»Worum handelt es sich?«

»Um das Staudammprojekt in Afrika. Sie wissen schon, die Sache, an der sich außer uns noch andere Länder beteiligen wollen. Auch die Deutschen sind dabei…«

»Ja, ja, schon gut, Farmer. Ich werde mir die Unterlagen selbst ansehen. Sie können dann gehen.«

»Wie Sie wünschen, Sir!«

Harold Farmer deutete eine Verbeugung an und verschwand. Am liebsten würde er mir den Dolch in den Rücken bohren, dachte der Untote. Er schaute hinter seinem Assistenten her. Wie von selbst zog er die Lippen zurück und bleckte seine beiden Vampirzähne.

Die Sucht steigerte sich. Er ballte beide Hände zu Fäusten, keuchte und knurrte, warf sich auf seinem Sessel hin und her und wartete, bis der Anfall vorüber war. Wieder einigermaßen bei Kräften, griff er zum Sprechapparat und sagte seiner Sekretärin, daß er nicht gestört werden wollte. Dann ließ er seinen Kopf schwer auf die Schreibtischplatte fallen und blieb in der Haltung hocken. Die Zeit verrann. Aus Minuten wurden Stunden. Die Mittagszeit kam. Die meisten gingen jetzt zum Essen. Einer der wenigen, die fast immer dablieben, war Harold Farmer. Die Sucht wurde stärker. Es erschien Dom de Louise fast unmöglich, seinen eigentlichen Auftrag zu erfüllen. Er hatte am Nachmittag eine Besprechung mit einigen Staatssekretären. Da sollte er zum erstenmal zuschlagen. Alle vier sollten seine Opfer werden… Aber so lange hielt er es nicht aus. Er brauchte es. Zu sehr wütete die Gier in ihm. Es war Mittag. Und da war sein Assistent.

Ihm wollte er schon lange eins auswischen. Gemerkt hatte Farmer nichts. Nein, wer ahnte schon…

Die Finger näherten sich der Sprechanlage, doch kurz zuvor zuckte die Hand wieder zurück. Er traute sich nicht.

»Aber warum eigentlich nicht?« flüsterte er. »Es ist doch kein Risiko dabei. Und mit zwei Leuten ist der Auftrag wesentlich besser durchzuführen.«

Da wagte es de Louise und schaltete die Sprechanlage ein.

»Sir?«

»Bitte – kommen Sie zu mir.«

»Sofort, Sir!«

Wie dienstbeflissen diese verdammte Stimme wieder klang.

Ja, der Kriecher wußte sich zu verkaufen. Zahlreiche Menschen fielen

auf ihn herein. Sie hielten ihn für einen tollen Mann. Vor allen Dingen die Frauen. Ob jüngere, ob ältere, Farmer drehte sie alle so, wie er sie haben wollte. Bis die Frauen etwas merkten, war es längst zu spät.

Lächelnd und frisch wie am Morgen betrat Harold Farmer das Büro. Doch seine Augen lächelten nicht. Sie blickten spöttisch, als verwünschten sie Dom de Louise.

»Sie sehen schlecht aus, Sir. Verzeihen Sie.«

»Ja, ich fühle mich heute nicht gut, wenn ich ehrlich sein soll, mein Lieber.«

»Ich weiß, der Streß. Er packt uns alle, Sir.« Harold Farmer legte seine Hände auf den Rücken. »Womit kann ich Ihnen dienen, Sir?«

»Ja, es geht hier um einen Fall, der schon lange zurückliegt.«

»Um welchen, bitte?«

»Gemach, junger Mann, gemach. Ich muß die Akte erst aus dem Schrank holen.« Dom de Louise stemmte sich aus seinem Sessel hoch. Er schritt zu dem in der Wand eingebauten hohen Mahagonischrank und öffnete ihn.

In mehreren Lagen standen die Akten übereinander.

Dom de Louise reckte sich. Die Beleuchtung war nicht gerade optimal. Er konnte nur mit Mühe lesen.

»Soll ich die Vorhänge aufziehen, Sir?« fragte Harold Farmer.

»Nein!« Die Antwort klang barsch und hart.

»Entschuldigen Sie, es war nur eine Frage.« Harold Farmer trat dicht an seinen Vorgesetzten heran. Er war ahnungslos, dachte an nichts Böses.

Jetzt! Jetzt mußt du es wagen!

Dom de Louise versteifte sich.

»Sir, wenn ich Ihnen behilflich sein kann, dann…«

»Neiinnn!« Mit diesem Schrei auf den Lippen fuhr der Vampir herum und warf sich gegen den völlig überraschten Harold Farmer. Die Wucht des Aufpralls war so groß, daß der junge Assistent zu Boden geworfen wurde. Zu seinem Glück dämpfte der Teppich den Fall.

Sofort rollte sich Farmer zur Seite. »Sind Sie wahnsinnig?« schrie er. »Ich werde…«

Dom de Louise packte einen Stuhl.

»Nicht…« In einer verzweifelten Geste hob Farmer die rechte Hand.

Der Vampir schlug zu. Mühelos durchbrach der Stuhl die provisorische Deckung des Mannes.

Dom de Louise aber lachte. Dann beugte er sich nieder, um Harold Farmer den Vampirkuß zu geben…

***

Dom de Louise erwachte wie aus einem Rausch. Minutenlang hatte er in der knienden Stellung ausgeharrt. Jetzt kam er auf die Beine. Mit

glänzenden Augen starrte er auf den am Boden liegenden jungen Mann. Farmer bewegte sich nicht, ganz ruhig lag er da.

Aber der Keim des Bösen war gesät…

Niemand hatte Dom de Louise beobachtet. Sicherheitshalber schritt er zur Doppeltür, öffnete sie und schaute in das Sekretariat. Wanda Perneil, die Vorzimmerelfe, war nicht da.

Bestimmt hockte sie wieder in irgendeinem Drugstore. Dort schaufelte sie Sahnetorte in sich hinein und dachte nicht im Traum an ihre Figur.

Aber das war de Louise jetzt egal. Hauptsache, seine Sekretärin war nicht im Haus.

Er schloß die Tür wieder und widmete sich seinem Assistenten und jetzigem Blutsbruder.

Im Büro gab es einen kleinen Waschraum. Er lag versteckt hinter einer Einbautür.

Dom de Louise öffnete die Tür und schleifte Harold Farmer in den Mini-Waschraum. Er winkelte Farmers Beine an, lehnte sie gegen die Wand und schloß die Tür wieder ab. Wenn Farmer soweit war, würde er sich schon melden. De Louise wischte sich über den Mund. Er fühlte die beiden Zähne, und als er die Hand zurücknahm, sah er auf dem Rücken einen roten Streifen.

Der Vampir lächelte böse. Gleichzeitig aber fühlte er sich zufrieden wie lange nicht mehr. Die Feuerprobe hatte er bestanden, jetzt freute er sich auf die Besprechung mit den vier Regierungsangestellten. Denn da wollte er sein Meisterstück liefern…

***

Himmel, war das eine Fahrt!

Wir hatten nicht das Glück, einen Taxifahrer zu treffen, und auch durch Geld und gute Worte war der Bürgermeister nicht dazu zu bewegen, uns seinen Dienstwagen zur Verfügung zu stellen. Er konnte uns nicht leiden.

Also tuckerten wir mit dem Bus los. Bis Sibiu erlebten wir alle Höhen und Tiefen einer Busfahrt. Als wir die Stadt schließlich erreichten, tat mir mein Hinterteil weh, weil ich auf einem Sitz ohne Federung gehockt hatte. Meine Gelenke waren so müde, daß ich erst einmal Gymnastik machen mußte. Sofort fuhren wir zum Flughafen.

Zu unserem Glück war der Nebel verschwunden. Am Flughafen reichten einige Scheinchen, um sich die Chartermaschinen aussuchen zu können. Schon bald waren wir in der Luft. Kurs: Bukarest.

Dann mit der Linienmaschine nach London. Zwischendurch rief ich noch bei Bill Conolly an, bekam aber keine Verbindung. Die Worte des Telegramms hatten sich in meinem Hirn festgebrannt. Alle waren wir während der Reise sehr ernst. Auch Fantisek Marek, dem es gelungen

war, sich von seiner Frau loszueisen. Marie hatte schließlich ein Einsehen gehabt.

In Rumänien hatten wir uns mit Vampiren herumgeschlagen. Aber in London erwartete uns die Hölle. Dessen war ich mir sicher.

In Petrila konnte man die Vampirbrut einigermaßen unter Kontrolle halten. Doch London war größer, da fanden sie ihre Opfer, ohne daß jemand vorläufig Notiz davon nahm. Und bis wir es erfuhren, war es meistens zu spät. Der Vampirismus breitet sich immer nach dem Schneeballsystem aus. Verdammt, ich durfte gar nicht daran denken…

Wir schwebten London entgegen – und in den Nebel hinein. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Wenn wir auf einem anderen Flughafen landen mußten, ging noch mehr Zeit verloren. Ich erkundigte mich bei der Stewardeß. »Ist Heathrow frei?«

Sie lächelte. »Ja, Sir, wir landen in London.«

»Ich danke Ihnen.«

Nun, es wurde eine verdammt schwierige Landung, denn der Pilot mußte sich allein auf seine Instrumente verlassen. Sehen konnte er in der Waschküche kaum etwas. Ruckelnd setzte die Maschine auf und rollte ruhig aus. Den Passagieren fiel ein Stein vom Herzen. Und Marek auch. Er flog zum erstenmal in seinem Leben. Sein Gesicht zeigte eine ungesunde Blässe.

Die Kontrolle lief rasch über die Bühne. Jane Collins wartete schon auf uns. Sie flog mir in die Arme. »Mein Gott, John, es ist so schrecklich.«

Ich nickte. »Und Bill?«

»Er wartet bei mir zu Hause. Du kannst dir ja vorstellen, wie es in ihm aussieht.«

»Gewiß.«

Ich erklärte Jane, wer Marek war und welche Aufgabe er übernommen hatte. Wir klemmten uns dann alle in Janes VW. »Fahr uns zum Yard«, sagte ich. »Aber Bill ist…«

»Er soll mit einem Taxi hinkommen«, erklärte ich. »Powell wartet bereits auf mich.«

»Okay, John.«

Noch nie war mir die Strecke vom Flughafen bis zur Victoria Street so weit vorgekommen. Wie quälten uns durch Londons Nachmittagsverkehr und waren alle heilfroh, als wir das vom Dunst umflorte Yard Building sahen. Sofort fuhr ich hinauf in mein Büro.

Glenda Perkins war noch da. Meine Sekretärin wußte, was geschehen war. Selten hatte ich ihr Gesicht so ernst gesehen. »Ich freue mich, daß Sie wieder gesund zurück sind, Sir«, sagte Glenda, und sie meinte es so.

»Danke, Glenda. Könnten Sie uns Kaffee kochen?«

»Schon erledigt.«

»Sie sind ein Schatz.«

Glenda verschwand, um den Kaffee zu holen, und ich sorgte für Stühle.

Dann rief ich Bill an. Er meldete sich mit einer Stimme, die ich bei ihm noch nie gehört hatte. »Ich bin es, Bill!«

»John!« schluchzte er. »Endlich. Mein Gott, du stellst dir nicht vor, was ich durchgemacht habe. Wo bist du jetzt?«

»In meinem Büro. Nimm dir ein Taxi und komm.«

»Okay.«

Kaum hatte ich den Hörer wieder auf die Gabel gedrückt, wurde die Tür geöffnet. Mein Chef, Superintendent Powell, betrat das Büro. Auf der Türschwelle blieb er stehen. Und ich brauchte bloß in sein Gesicht zu sehen, um zu wissen, was los war.

Powell hatte es wieder am Magen. Kein Wunder, bei den Nachrichten. Die anderen schien er gar nicht zu sehen, sondern nur mich. »Endlich«, sagte er.

»Sir, ich hatte einige Schwierigkeiten. Rumänien ist zwar ein sehr schönes Land, aber verkehrstechnisch ziemlich unterentwickelt.«

Powell wedelte mit der Hand. »Dann müssen Sie sich eben was einfallen lassen.«

»Ist hier schon was passiert? Außer der Entführung, meine ich.«

»Zum Glück nicht. Das heißt, wir wissen es nicht.«

»Darf ich mal durch?« Das war Glenda, die da fragte. Sie kam mit dem Kaffee.

»Sie auch eine Tasse, Sir?«

Powell verzog das Gesicht. »Kaffee ist Gift für meinen Magen. Und für Ihren auch.«

Er war wirklich wieder einmal mieser Laune, der gute Powell. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn für einen Griesgram gehalten. Glenda schenkte Kaffee ein. Für Powell wieder ein Grund, mich anzumosern.

»Wenn Sie Ihre Kaffeetantenrunde beendet haben, können Sie mich mal aufklären.«

»Ich dachte, das wären Sie.«

»Scherze sind fehl am Platze, Sinclair.« Zack, da hatte ich es wieder. Aber das machte mir nichts. Ich hatte ein dickes Fell. Der einzige, der nicht mitbekam, was lief, war der alte Marek. Er saß auf seinem Stuhl und schaute von einem zum anderen.

Ich nahm ein paar Schlucke und zündete mir dann eine Zigarette an.

Wieder meckerte Powell. »Jetzt verpesten Sie auch noch die Luft.«

Ich drückte die Zigarette aus und begann mit meinem Bericht. Powell hörte geduldig zu. Schließlich sagte er: »Okay, Sie sind also wunderbar in die Falle gegangen. Auch der berühmte Geisterjäger John Sinclair ist nicht allwissend.«

»Das habe ich nie behauptet, Sir.«

»Andere Frage: Haben Sie sich schon darüber Gedanken gemacht, wie es weitergehen soll?«

»Nein.«

Powells Gesicht legte sich in Falten. »Und warum nicht?«

»Weil ich erst mit Bill Conolly reden möchte. Er weiß Bescheid und müßte gleich hier eintreffen.«

Diesmal enthielt sich Powell eines Kommentars und verlangte statt dessen: »Klären Sie mich bitte über die Funktion dieses Gentleman auf.«

Damit meinte er Marek, den Pfähler. Ich berichtete ihm, weshalb Marek mitgekommen war und welches Erbe er übernommen hatte.

»Darf ich den Pflock einmal sehen?« fragte Powell.

»Sicher.« Ich sprach Marek auf rumänisch an, und er holte den Pflock unter seinem Jackett hervor. Powell wog ihn in der Hand und betrachtete ihn genau.

Ich konnte mir eine Bemerkung nicht verkneifen. »Das Ding steht Ihnen gut, Sir. Fehlt nur noch der Vampir.«

Er warf mir einen dolchscharfen Blick zu und gab Marek den Pflock zurück. Dann traf Bill Conolly ein. Ich erschrak.

Bill sah aus wie ein alter Mann. Grau die Gesichtshaut, die Lippen schmal, die Wangen eingefallen, die Augen rot. Was mußte er hinter sich haben!

»John«, sagte er nur, »mein Gott. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

Wir umarmten uns. Wie lange kannte ich Bill schon? Die Jahre hatte ich gar nicht gezählt. Und er war ein Draufgänger, wie er im Buche steht. Hatte früher reihenweise die Mädchenherzen gebrochen, ließ sich von keiner Gefahr abschrecken, und wo am meisten Trouble war, da fand man Bill Conolly. Auch die Heirat hatte ihn nicht groß verändert. Sicher, für ihn gab es nur noch eine Frau, aber in seinem Herzen war er immer noch der alte. Und jetzt? Nein, das war nicht mehr der alte Bill Conolly. Das war ein gebrochener Mann, den ein grausames Schicksal fertiggemacht hatte.

Unsere Gegner wußten, wo sich unsere Schwachstellen befanden. Und sie kannten keine Gnade, sie machten nicht einmal vor kleinen Kindern halt, sondern spielten sie noch als Joker in ihrem höllischen Spiel aus.

Bill hatten sie das Liebste genommen, was er auf der Welt besaß. Höchstwahrscheinlich galt dieser Angriff aber mir.

Ich sage bewußt höchstwahrscheinlich, denn noch wußten wir nicht, was unsere Gegner genau bezweckten. Gemeldet hatten sie sich noch nicht. Vielleicht waren noch nicht alle Vorbereitungen getroffen, denn wenn wirklich Kalurac hinter all den Greueltaten steckte, dann plante er einen Angriff im großen Stil. Wie ich ihn einschätzte, wollte er

wieder die alten Zeiten zurückholen.

Im Klartext hieß das: Herrschaft der Vampire über die Menschheit. Und das in England, in London! Eine Vorstellung, die mir den Angstschweiß aus den Poren trieb. Und wir wußten nicht, wo sich die Blutsauger versteckt hielten. Vielleicht waren sie gar nicht in London, vielleicht hatten sie sich eine andere Stadt ausgesucht oder sich irgendwo auf dem Land festgesetzt. Möglichkeiten gab es viele.

Das Fatale an der Situation war ja, daß die anderen erst zuschlagen mußten, damit wir etwas unternehmen konnten. Powell sprach das aus, was wohl alle dachten. »Selten waren wir so hilflos, nicht wahr?« Wir stimmten ihm zu.

Bill berichtete, wo Sheila entführt worden war, und erzählte, wie er nach Hause gerast war und Polly, das Hausmädchen, dort vorgefunden hatte.

»Hat diese Polly denn dir was sagen können?« fragte ich. Bill nickte und berichtete kurz. Er holte eine Zigarette aus der Schachtel, und seine Finger zitterten dabei. Das hatte ich bei ihm noch nie gesehen.

Ich gab ihm Feuer. »Der Plan war gut vorbereitet«, sagte ich. »Man wird dich und deine Familie beobachtet haben. Ist euch nichts aufgefallen?«

»Nein, John, wir waren ahnungslos. Wenn ich daran denke, daß die Blutsauger Sheila und den kleinen Johnny…«

Seine Stimme erstarb. Bill hatte Mühe, die Beherrschung zu bewahren.

Ich legte dem Freund die Hand auf die Schulter. »Wir werden unser Bestes geben, Bill. Darauf kannst du dich verlassen.«

Andere Worte fielen mir in diesem Augenblick nicht ein, und ich wußte selbst, wie phrasenhaft sie waren.

Ich fing einen Blick meines Chefs auf und erkannte in seinen Augen die Sorge. Der Fall ging auch einem Mann wie Powell schwer an die Nieren. Unter der oft rauhen Schale verbarg sich ein herzensguter Kern.

Bill drückte die Zigarette aus.

»Und was machen wir jetzt?« fragte er.

Die Antwort gab Jane. »Wir müssen den Fall noch einmal in allen Einzelheiten durchgehen, etwas anderes bleibt uns nicht übrig. Vielleicht haben wir etwas übersehen und stoßen dabei auf eine Spur.«

»Möglich«, sagte ich.

»Weißt du etwas besseres?«

»Nein«, gab ich zu.

Da schrillte das Telefon!

***

Dom de Louises Nervosität wuchs von Stunde zu Stunde. Der Mittag war vorbei, und die frühen Nachmittagsstunden lagen ebenfalls schon hinter ihm.

Wanda Pernell war aus ihrer Pause zurückgekommen und hatte de Louise die Mittagspost gebracht. Aufgefallen war der Frau nichts.

Harold Farmer lag noch immer in dem kleinen Waschraum. Dom de Louise ließ ihn bewußt dort liegen, er sollte sich erst einmal an seinen neuen Zustand gewöhnen. De Louise las Akten, ohne sich bewußt zu werden, was er eigentlich da las. Die Sprechanlage summte. De Louise legte den Hebel um. »Ja?«

Wanda Pernell wollte etwas von ihm. »Ich möchte Sie nur an die Besprechung erinnern, Sir.«

»Ja, ich weiß, danke.«

»Und noch etwas, Sir.«

»Reden Sie schon.«

»Mr. Farmer ist nicht in seinem Büro. Es sind schon zwei Anrufe für ihn gekommen. Wissen Sie vielleicht, Sir, wo er sich aufhält?«

»Ja, es ging ihm nicht gut. Er hatte Magenbeschwerden, und ich habe ihn nach Hause geschickt. Ich vergaß nur, Sie darüber zu informieren.« Die Ausrede floß Dom de Louise glatt über die Lippen.

»Dann ist es gut, Sir.«

Dom de Louise unterbrach die Verbindung. Er griff zu seinen Zigarren, doch da fiel ihm auf, daß er kein Verlangen danach spürte. Es war wie abgeschaltet.

Dom wollte nach Harold Farmer sehen.

Er stand auf, öffnete die Tür zum Waschraum und sah Farmer liegen, wie er ihn zurückgelassen hatte. De Louise bückte sich und stieß den Mann an. Dann drehte er dessen Kopf so, daß er in Farmers Gesicht schauen konnte.

Farmer öffnete die Augen. Er starrte Dom de Louise mit einem unverständlichen Blick an, als könnte er nicht begreifen, wer da vor ihm stand.

»Du erkennst mich?« fragte de Louise. Jetzt, da sie Verbündete waren, duzten sie sich.

Farmer deutete ein Nicken an.

»Wie fühlst du dich?«

»Gut.« Die Antwort war kaum zu verstehen.

Dom de Louise kicherte. »Du wirst dich bald noch viel besser fühlen, mein Freund, wenn erst dein Durst gestillt ist. Zieh deine Oberlippe zurück, Harold!«

Farmer gehorchte.

Dom de Louise sah die beiden spitzen Eckzähne, die deutlich von den anderen Zähnen abstachen. Er hatte es also geschafft.

Harold Farmer war zu einem Vampir geworden!

De Louise streckte die rechte Hand aus. »Komm, mein Freund, ich helfe dir hoch!«

Zwei kalte Hände fanden sich, und Harold Farmer kam auf die Füße. Er mußte gestützt werden, da er zu wackelig auf den Beinen war.

Der Spiegel über dem kleinen Waschbecken zeigte nichts. Nicht einmal die Umrisse der beiden Männer. Sie waren zu hundertprozentigen Untoten geworden, zu Geschöpfen der Hölle. »Komm mit ins Büro«, sagte de Louise, »ich will dir deine Aufgabe erklären.«

Harold Farmer folgte seinem Vorgesetzten. Dom de Louise rollte einen Besuchersessel heran und bat Harold, darin Platz zu nehmen. Er musterte seinen Assistenten.

Nichts war mehr von der solariumbraunen Haut vorhanden. Sie hatte die Farbe gewechselt, war bleich, eines Vampirs würdig. Ohne große Schwierigkeiten hatte sich Harold Farmer in die Kaste der Blutsauger eingereiht. Aber noch hatte er zu kämpfen, noch wußte er nicht, worin seine eigentliche Aufgabe lag. Dom de Louise erklärte es ihm.

Er berichtete von D. Kalurac, dem Vampir aus Rumänien und Draculas Neffen.

»Er ist unser Meister, Harold, ihm nur müssen wir gehorchen, denk immer daran. Was er sagt, müssen wir tun. Er weiß alles, und er hat die Jahrhunderte überdauert. Verstehst du mich?«

»Ja, ich verstehe dich, Dom. Aber was soll ich tun?«

»Langsam, langsam. Du kommst schon noch zu deinem Recht. Und noch etwas, wir haben gegen siebzehn Uhr eine Besprechung. Vier Vertreter des Ministers sind anwesend. Sie werden in unsere Reihen aufgenommen. Du nimmst dir zwei vor und ich die beiden anderen. Ist das klar?«

»Natürlich, ich freue mich schon darauf.«

Das Lächeln de Louises wurde hintergründig. »Wenn wir unsere Aufgabe erfüllt haben, verschwinden wir so rasch wie möglich. Wir setzen uns in meinen Wagen und fahren zu ihm.«

»Und wo wohnt er?«

»In einer alten Leichenhalle, draußen auf dem Land. Mehr verrate ich dir nicht.«

»Was geschieht, wenn die anderen vier auch zu uns gehören?« wollte Farmer wissen.

Jetzt lachte Dom de Louise. »Sie werden sich ebenfalls Opfer suchen. Und zwar unter ihren nahen Bekannten und Kollegen. Das sind alles Menschen, die im Regierungsgeschäft tätig sind. Staatssekretäre, Mitglieder des Parlaments. Wir werden eine wahre Flut von Vampiren erleben. Eine Invasion ist nicht mehr aufzuhalten. Wir sind die Sieger!«

Harold Farmers Augen begannen zu glänzen. »Unwahrscheinlich«,

flüsterte er, »das ist unwahrscheinlich.«

Dom de Louise lachte. »Du sagst es, mein Lieber, es ist phänomenal. Endlich ist unsere Stunde gekommen.«

Die Tür wurde aufgedrückt, und Wanda Pernell stand im Raum. Die beiden Untoten bemerkten sie nicht, sie lachten weiter, aber Wanda hatte scharfe Augen. Genau schaute sie hin.

Die Frau erschrak bis ins Mark. Unendlich behutsam zog sie die Tür ins Schloß. Sie wurde dabei ebenso wenig gesehen wie zuvor…

***

Mit zitternden Knien ging Wanda Pernell in ihr Büro zurück. Schwer fiel sie auf ihren Schreibtischstuhl, und in ihrem Schädel wirbelten die Gedanken.

Was ging hinter dieser gepolsterten Tür eigentlich vor? Sie hatte Harold Farmer gesehen, der angeblich krank und von de Louise nach Hause geschickt worden war. Den beiden Männern, die sich sonst nicht leiden konnten, schien es aber blendend zu gehen, denn sie hatten gelacht und verstanden sich prima. Etwas stimmte hier nicht. Warum hatte Dom de Louise sie belogen? Wanda Pernell war eine Frau in den besten Jahren. Als Junggesellin hatte sie sich immer durchzusetzen vermocht. Nicht umsonst saß sie bereits seit vier Jahren auf dem sehr begehrten Posten einer Chefsekretärin. Über ihr Privatleben wußte niemand etwas. In der etwas molligen Wanda Pernell sah jedermann nur die Arbeitsmaschine.

Wanda hatte noch etwas gesehen. Die beiden Männer waren nicht mehr normal. Deutlich hatte sie bei Harold Farmer die beiden spitzen Eckzähne entdeckt. Und das bedeutete nur eins. Farmer war ein Vampir!

Wanda Pernell kannte sich darin aus. Nicht umsonst las sie jeden Gruselroman, der ihr in die Hände fiel, und sie schaute sich auch jeden Horrorstreifen im Kino an.

Sie glaubte an okkulte Dinge, und auch daran, daß es Vampire gab. Soeben hatte sie den Beweis erhalten. Ihr Chef war ein Blutsauger!

Wanda Perneil mußte sich erst mit diesem schrecklichen Gedanken vertraut machen. Sie rauchte lange, dünne Zigarillos und zündete sich jetzt erst einmal eins von diesen Dingern an. Immer wieder warf sie einen Blick auf die Tür. Sie erwartete, daß die beiden Männer auftauchen und über sie herfallen würden, aber nichts geschah. Die Tür blieb geschlossen. Wanda Perneil rauchte nervös. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Vampire pfählte man, das war ihr klar. Aber sie hatte keinen Eichenpflock zur Hand. Keine Pistole, die geweihte Silberkugeln verschoß. Auch kein Schwert, mit denen sie den Blutsaugern den Kopf abschlagen konnte. Nein, sie war wehrlos, wenn sie angegriffen wurde.

Ein junger Bote betrat den Raum. Er grüßte freundlich und legte einen braunen Umschlag auf Wandas Schreibtisch. Die Frau ertappte sich dabei, daß sie auf die Zähne des Mannes schaute. Der Bote lächelte freundlich, grüßte und ging. Wanda war wieder allein mit ihren Gedanken. Wer konnte ihr noch helfen? Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß sie sich eventuell getäuscht hatte. Nein, was sie gesehen hatte, das stimmte. De Louise und Farmer waren Vampire. »Die Polizei«, flüsterte sie. »Ja, die muß helfen. Oder der Sicherheitsschutz?«

Wanda ließ die Hand wieder sinken. Nein, man würde ihr nicht glauben. Bestimmt nicht. Die Leute würden sie für verrückt halten. Und trotzdem! War es nicht egal? Sie mußte einfach ihre Pflicht tun.

Und da hatte sie eine Idee.

Es gab bei Scotland Yard eine Abteilung, die sich mit übersinnlichen Fällen beschäftigte. Wanda hatte davon gelesen. Sie wußte zwar nicht, wer der zuständige Beamte war, aber man würde sie sicherlich weiterverbinden.

Aus dem Buch suchte sich Wanda Pernell die Nummer von Scotland Yard heraus und begann mit zitternden Fingern zu wählen…

***

Ich hob ab. »Sinclair!«

Der Mann von der Zentrale war dran. »Sir, entschuldigen Sie, daß ich Sie belästige, aber ich habe hier eine Verrückte, die irgend etwas von Vampiren erzählt, es sei sehr wichtig…«

Auf das Wort Vampire reagierte ich im Moment allergisch.

»Stellen Sie durch, Mann.«

»Sofort, Sir.«

Es knackte, und dann hatte ich die Frau an der Strippe. »Mein Name ist Wanda Perneil. Mit wem bin ich verbunden?«

»Oberinspektor Sinclair.«

»Sir, Sie müssen etwas tun…«

Und dann sprudelte die Frau all das heraus, was sie erlebt hatte. Sie sprach über ihre beiden Chefs und darüber, was sie gesehen hatte. »Sie müssen mir glauben, Sir, es sind Vampire.«

»Okay, ich glaube Ihnen«, erwiderte ich.

»Ein Glück.«

»Hören Sie gut zu«, sagte ich. »Mein Kollege und ich werden zu Ihnen kommen. Tun Sie nichts, reizen Sie die Leute nicht, benehmen Sie sich wie immer. Auch wenn es schwerfällt.«

»Ich werd's versuchen, Sir. Und wann…?«

Ich ahnte, was sie fragen wollte, und sagte: »Wir kommen so schnell wie möglich. Okay?«

»Ja, Sir.«

»Behalten Sie die Nerven.« Ich legte auf.
Die anderen hatten das Gespräch mitbekommen.
»Sind Vampire aufgetaucht?« fragte Powell.
»Ja.«
»Wo?«
Ich lächelte knapp. »Im Ministerium für kooperative Zusammenarbeit.«
»Verdammt.«
Ich machte Suko ein Zeichen. »Komm mit.« Die anderen wollten auch, vor allen Dingen Bill, aber ich wehrte mich dagegen, und Powell sprach ein Machtwort. Suko und ich hetzten zum Fahrstuhl.
Die Wartezeit war endlich vorbei. Die Jagd hatte begonnen…

***

Wanda Perneil hatte kaum den Hörer aufgelegt, als die Tür zum Chefraum geöffnet wurde.
Wanda erschrak. War ihr Gespräch belauscht worden? Hatten de Louise und Farmer mitgehört und kamen jetzt, um sich zu rächen, um sie ebenfalls zu einem Vampir zu machen? Wie erstarrt saß sie auf ihrem Stuhl.
Dom de Louise deutete ihren Schrecken falsch. Er lächelte, ohne die Lippen zu verziehen. »Sie wundern sich bestimmt, daß Mr. Farmer doch hier ist.« Wanda nickte.
»Ja, er hat es sich anders überlegt. Ihm ist wieder eingefallen, daß wir noch heute eine Besprechung haben. Sein Arbeitseifer ist bewundernswert, finden Sie nicht auch, Miss Perneil?«
»Natürlich, Sir.«
»Sie können auch gleich Feierabend machen, Miss Perneil. Für die Konferenz brauche ich Sie nicht mehr.«
»Danke, Sir.«
Die beiden gingen zur Tür. Dom de Louise wünschte seiner Sekretärin noch einen schönen Abend und verließ mit seinem Assistenten das Vorzimmer.
Wanda Perneil aber atmete auf. Noch nie in ihrem Leben hatte sie solch eine Angst ausgestanden.
»Mein Gott«, flüsterte sie nur, und ihr Kopf sank auf die Schreibtischplatte.

***

Die beiden Vampire verließen das Büro. In der hohen Halle blieben sie einen Augenblick stehen. Es war Feierabend und der Betrieb entsprechend.
In den kahlen Gängen hallten die Schritte der zahlreichen Angestellten wider, die zu den Fahrstühlen strömten. De Louise und Farmer grinsten kalt. Sie liefen dem Strom entgegen und steuerten

eine breite Steintreppe an, um in die nächste Etage zu gelangen. Sie nahmen bewußt nicht die überfüllten Aufzüge. Auf der Treppe kam ihnen kaum ein Mensch entgegen.

Es wurde ruhiger in dem großen Bau. Vor der zweiflügeligen Tür des Konferenzraumes blieben de Louise und Farmer stehen. Leer breitete sich links und rechts der Gang aus. Sie nickten sich zu.

De Louise hatte den Schlüssel. Er öffnete die Tür und betrat als erster den großen Raum.

Ein langer Tisch, dessen Mahagoniplatte wie frisch poliert glänzte. In kleinen Körbchen standen Erfrischungsgetränke bereit. Die Holztäfelung an den Wänden war gediegen, ein beigefarbener Teppichboden dämpfte die Schritte. Die hohen Fenster wiesen nach Süden. Draußen hatte die Dämmerung bereits Einzug gehalten. Nebelschleier trieben durch die Luft. Noch hatten sie sich nicht verdichtet, doch sie machten die zahlreichen Lichter zu auseinanderfasernden, hellen Kreisen. Der Verkehrslärm war nicht zu hören. Thermopanescheiben schluckten die Geräusche.

Dom de Louise hatte nur die Wandbeleuchtung eingeschaltet.

Der prunkvolle Kronleuchter an der Decke blieb dunkel.

»Wann werden sie kommen?« fragte Farmer. Er bewegte den Mund und präsentierte seine häßlichen Vampirzähne.

De Louise drehte sich zu ihm um. Er lachte. »Es sind Beamte, die sind normalerweise pünktlich.«

»Ich kann es kaum erwarten.«

De Louise nickte. »Mir erging es beim erstenmal auch so.«

»Wer hat dich denn angesteckt?« fragte Harald Farmer.

»Eine Frau, nein, ein Mädchen.« De Louise lächelte. »Ich hatte sie mir kommen lassen. Ich wollte eine heiße Nacht verbringen. Plötzlich stand sie vor der Tür. Rothaarig, ungeheuer sexy. Ein Weib, wie vom Teufel gemacht.«

»Und?«

»Was und?«

Farmer hob die Schultern. »Woher wußte sie, daß du – ich meine, sie konnte doch nicht ahnen – oder sind die Callgirls auch schon unsere Schwestern?«

»Nein. Ich denke es mir so: Man hat mich bewußt ausgesucht und kannte auch meine Leidenschaft für jüngere Frauen. Dann hat man mir einfach diese rothaarige Rebecca geschickt.«

»Raffiniert.«

»Ja, das meine ich auch.« Dom de Louise lächelte. »Ich freue mich schon auf ein Wiedersehen mit ihr.«

»Habt ihr einen Zeitpunkt ausgemacht?«

»Nein, aber sie lebt bei dem Meister.«

»Dann wird er Ansprüche stellen.«

»Vielleicht.«
Farmer schaute auf seine Uhr. »Eigentlich müßten sie schon da sein«, bemerkte er. »Ich kann es nicht mehr aushalten. Wenn ich nicht bald meinen…«
Das Telefon unterbrach ihn. Es stand am Kopfende des Tisches und gab einen diskreten Summton ab.
Rasch nahm Dom de Louise den Hörer. »Ja?« sagte er.
Der Mann von der Anmeldung war am Apparat. »Sir, die Gentlemen, auf die Sie warten, sind eingetroffen.«
»Danke. Führen Sie die Herrschaften hoch. Konferenzraum zwei.«
»Jawohl, Sir.«
Dom de Louise legte auf. Er rieb sich die Hände und sagte: »Es hat geklappt, mein lieber Harold.«
»Na endlich.« Farmer zeigte wieder sein Vampirgebiß, doch de Louise winkte ab. »Reiß dich zusammen, Harold. Sie brauchen nicht sofort zu merken, mit wem sie es zu tun haben.«
»Aber ich will…«
»Bitte!«
Harold Farmer schwieg. In seinem Innern tobte die Gier. Bisher war er das Opfer gewesen, doch nun begann die Kettenreaktion des Vampirismus. Er würde einen Menschen infizieren, der wiederum ein weiteres Opfer und so weiter – und so weiter… Ein grausames Schicksal schwebte über der Millionenstadt, ohne daß die Bewohner auch nur den Hauch einer Ahnung hatten.
Die äußeren Bedingungen waren ideal. Nebel, Herbst, Dunkelheit… Vampirwetter!
Und dabei waren Dom de Louise und Harold Farmer nur die Vorhut. Weitaus Schlimmere lauerten im Hintergrund, waren bereit, eiskalt und gnadenlos in die Bresche zu springen. Daran dachte Harold Farmer, als er zusammen mit Dom de Louise auf die vier Leute wartete.
Sein früheres Leben war wie ausgelöscht. Ihn interessierte das nicht mehr, was er noch vor wenigen Stunden für begehrenswert gehalten hatte. Karriere, Ruhm – sie waren anders gepolt worden.
Er steckte seine Ziele zwar ebenso hoch, aber in eine andere Richtung. Die Macht würde er bekommen. Macht über Menschen. Ja, er würde sie durch die Vampirtaufe in seine Abhängigkeit bringen.
Ein Klopfen an der Tür unterbrach seine Gedanken. Die beiden Untoten tauschten einen schnellen Blick. De Louise lächelte, als er mit fester Stimme rief: »Come in!«
Ein Bediensteter öffnete die Tür, verbeugte sich und meldete die vier Besucher an.
Es waren die typischen Bilderbuchdiplomaten. Vertreter der Regierung auf der mittleren Ebene und bereit, den Sprung in die

oberen Etagen zu wagen.

Ihr Lächeln wirkte wie einstudiert, die Kleidung ähnelte sich. Auch die vier Aktenkoffer schienen beim selben Hersteller gekauft worden zu sein.

Der Portier zog sich zurück und schloß lautlos die Tür. Die Männer reichten sich die Hände. Keinem der vier Neuankömmlinge fiel auf, wie kalt die Finger der Vampire waren. Kalt wie Eis und dabei trocken und spröde. Harold Farmer mußte sich beherrschen, um nicht jetzt schon aus der Rolle zu fallen. Gewaltsam zwang er sich zu einem verbindlichen Lächeln und nahm ebenso Platz wie die anderen. Dom de Louise saß am Kopfende des Konferenztisches. Die vier Besucher klappten ihre Koffer auf, entnahmen ihnen Akten und legten sie vor sich auf den Tisch.

Jemand fragte: »Können wir nicht das Licht einschalten? Es ist ein wenig dunkel.«

»Natürlich, meine Herren«, erwiderte Dom de Louise, »aber ich finde es so gemütlicher, was meinen Sie?«

Die Besucher blickten sich verwundert an.

Unter dem Tisch bewegte Harold Farmer die Finger, krallte und verknotete sie ineinander, ballte die Hände zu Fäusten und mußte mit aller Kraft seinen Trieb unterdrücken.

»Wenn Sie meinen, Mr. de Louise.«

Farmer brummte sich etwas in seinen nicht vorhandenen Bart. Als die anderen ihn anschauten, hielt er sich blitzschnell eine Hand vor den Mund und räusperte sich. »Sorry, ich…«

»Gut, kommen wir zum Thema.« Dom de Louise, der alte Praktiker, übernahm geschickt die Gesprächsinitiative.

»Wir haben hier einige Projekte vorliegen, über deren Kosten ich mir meine Gedanken mache. Vorerst einmal können wir schlecht im Ausland investieren, wenn unser eigener Währungskurs so sinkt. Und ein Ende der Talfahrt ist nicht abzusehen. Ich bin dafür, daß wir mindestens die Hälfte der Projekte streichen.«

Der letzte Satz forderte den Widerspruch der vier Politiker geradezu heraus.

Ihr Sprecher formulierte es so: »Wir haben uns gedacht, Mr. de Louise, daß wir in Zukunft…«

Harold Farmer hörte gar nicht hin. Er ließ den Mann reden. Seine Blicke wieselten über die Anwesenden, streiften deren Gesichter und schauten auch Dom de Louise an, der sehr interessiert tat und in Wirklichkeit doch nur auf die Chance wartete, die anderen zu überrumpeln.

Sie sollen aufhören! Macht endlich Schluß mit dem Gerede! Harold Farmer rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Er war nervös, er saß auf dem Sprung und konnte sich kaum noch beherrschen.

Hier saßen vier ahnungslose Menschen. Menschen, die ihnen vertrauten, die an nichts Böses dachten und sich nicht wehren würden.

Die Überraschung mußte gelingen.

Der Mann, der Dom de Louise angesprochen hatte, machte eine Pause und blickte in die Runde, so als erwarte er Beifall für seine Worte. Die drei Kollegen nickten, während de Louises Gesicht ausdruckslos blieb und sich bei Harold Farmer der Widerstreit der Gefühle spiegelte. Dann stand Dom de Louise auf.

»Haben Sie eine Entscheidung getroffen, Sir?« wurde er gefragt.

»Ja.«

»Und die lautet?« Der Frager verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

»Wir werden Sie töten!«

Endlich! Endlich hatte Dom de Louise die Worte ausgesprochen. Harold Farmer jubilierte innerlich. Er sprang so heftig auf, daß er mit den Kniekehlen den Stuhl warf. Das polternde Geräusch unterbrach das betretene und auch erschrockene Schweigen. Irritiert sahen sich die vier Männer an. Dann formulierte ihr Sprecher vorsichtig: »Ich glaube, Sie nicht richtig verstanden zu haben, Sir…«

»Sie werden sterben, Gentlemen«, wiederholte Dom de Louise seinen Satz.

»Um dann wieder zu erwachen«, flüsterte Harold Farmer.

Alle Köpfe drehten sich ihm zu. Erschrecken, Unverständnis und Spott zeichneten Spuren auf die Gesichter der vier Männer. Bis Harold Farmer seinen Mund öffnete und die beiden spitzen Vampirzähne zeigte.

Jetzt wurden die Männer ärgerlich. »Nehmen Sie das lächerliche Ding aus dem Mund«, sagte ihr Anführer. »Wir sind hier nicht auf einer Gruselparty, sondern verhandeln um ernste Projekte.«

»Es ist uns auch ernst.« Dom de Louise sprach die Worte gelassen aus. »Zu Scherzen sind wir nicht mehr aufgelegt.«

Auch er zeigte jetzt seine Zähne, und langsam dämmerte es den Männern, daß hier wirklich etwas ungeheuer Schlimmes im Gang gesetzt war und sie diesem Teufelskreis nicht mehr entrinnen konnten.

Mit einem Ruck klappte der Sprecher den Deckel des Koffers zu.

»Ich glaube, es wird Zeit für uns zu gehen«, erklärte er mit spröder Stimme. »Für Sie wird die Szene natürlich Konsequenzen haben, das verspreche ich Ihnen.«

Harold Farmers Lachen unterbrach ihn. Der junge Vampir verließ seinen Platz, schlich zur Tür und baute sich dort mit ausgebreiteten Armen auf.

»Sie können es versuchen«, sagte er nur.

»Sind Sie wirklich an einer Auseinandersetzung interessiert?« fragte der Sprecher.

Als Antwort fegte Dom de Louise den Telefonapparat vom Tisch. »Reicht das?«

Nicht die Vampire waren es, die angriffen, sondern die vier Männer. Einer von ihnen riß plötzlich seinen Aktenkoffer hoch und schleuderte ihn auf Dom de Louise zu.

Der Vampir wich nicht schnell genug aus, und eine Kante traf ihn genau im Gesicht.

Er fluchte. Dann aber schrie er. »Pack sie, Harold! Saug ihnen das Blut aus!«

Im nächsten Augenblick war der Teufel los…

***

Zum Glück stand mein Bentley nicht bei mir zu Hause, sondern in der Tiefgarage von Scotland Yard. Er wartete mal wieder darauf, gefordert zu werden.

Der Motor kam, kaum daß er den Zündschlüssel gerochen hatte. Mit radierenden Reifen jagte ich in die Kurve und dann die Auffahrtsrampe hoch. Der Beamte öffnete automatisch den Schlag, als die Scheinwerferstrahler ihn streiften.

Ich fädelte mich in den Verkehr ein und ärgerte mich wieder einmal, daß ich kein Rotlicht besaß.

Die Wagenreihen schoben sich über die Victoria Street. Eine Aneinanderreihung von Lichtern und funkelndem Blech. Von oben her trieben Nebelschwaden auf die Fahrbahn und quirlten vor den Scheinwerfern als grauweiße Milchsuppe.

Wir führen an Westminster Abbey vorbei und sahen schräg vor uns Houses of Parlament liegen. Ich mußte auf die andere Spur, um nicht in die Auffahrt zur Westminster Bridge zu gelangen.

Suko hockte neben mir und überprüfte seine Pistole. Es war die Druckluftwaffe. Ich trug wie immer die Beretta. Silberkugeln waren für Vampire tödlich.

Das Ministerium für kooperative Zusammenarbeit war in einem hohen, an ein altes Gerichtsgebäude erinnernden Bau untergebracht. Es hatte einen eigenen Parkplatz, auf dem wir uns den Abstellplatz aussuchen konnten, so leer war er.

Ich lenkte den Bentley dicht bis an das Gebäude heran. Er stand noch nicht ganz, als Suko schon aus dem Wagen hetzte. Ich lief hinter meinem Partner her und traf mit ihm an der zur Außentür führenden Treppe zusammen.

Wir jagten die Stufen hoch. Zwei Männer begegneten uns. Ihre Blicke waren verwundert. Sie hatten wohl noch nie Menschen in ein so ehrwürdiges Gebäude hetzen sehen. Dann hielt uns der Portier in der großen Halle auf. Wie ein Irrwisch stürmte er aus seiner Glaskanzel und stellte sich mit ausgebreiteten Armen hin.

Es war wie so oft. Gibt man einem Menschen eine Uniform, so hält er sich gleich für den Größten. Vor allen Dingen Fremden gegenüber können die Knaben oft sehr unangenehm werden. Ich hatte aber keine Zeit, mich auf lange Diskussionen einzulassen, sondern präsentierte meinen Sonderausweis. Amtliche Dokumente beeindrucken diese Leute mehr als Worte. So war es auch hier. Der Mann sah die Stempel und die Unterschrift des Innenministers und wurde sofort freundlicher. »Sie können passieren, Sir. Aber der Chinese…«

»Gehört zu mir«, erwiderte ich scharf. Er zuckte zusammen und beantwortete mir meine nächste Frage sehr prompt. »Wo finde ich Mrs. Perneil?«

»Dritter Stock. Zimmer einhundertvier«, rasselte er herunter.

»Danke.«

Wir hetzten zu den Aufzügen. Der alte Lift schaukelte uns mühsam zu unserem Ziel hoch.

Suko und ich liefen durch einen langen hohen Korridor, dessen Boden so blank gebohnert war, daß wir uns darin spiegelten. Dann standen wir vor der richtigen Bürotür. Ich hatte kaum angeklopft, als wir schon in das Zimmer stürmten. Erschreckt fuhr Wanda Perneil hinter dem Schreibtisch hoch und preßte ihre rechte Hand gegen den wogenden Busen.

»Großer Lord«, flüsterte sie. »Haben Sie mich aber…«

»Mein Name ist John Sinclair«, stellte ich mich vor. »Wir haben miteinander telefoniert. Wo ist Ihr Chef?« Ich vermied bewußt das Wort Vampir, denn ich wollte die Frau nicht noch mehr erschrecken. Außerdem konnte sich die ganze Sache auch als Trugschluß herausstellen.

»Sie sind im kleinen Konferenzraum.«

»Sie?«

»Mr. Farmer befindet sich ebenfalls dort. Er ist Mr. de Louises Assistent.«

»Und wo ist der Raum?«

»Eine Etage höher.« Sie erklärte uns den Weg. »Sie können ihn gar nicht verfehlen, Sir.«

Wir bedankten uns und waren ebenso rasch wieder draußen, wie wir gekommen waren.

»Die Treppe«, sagte Suko und deutete auf die breiten Steinstufen mit dem klobigen Geländer an der rechten Seite. Nebeneinander liefen wir hoch. Und wieder standen wir in einem langen Gang. Er war finster. Ich fand einen Lichtschalter und kippte den kleinen Hebel um.

Die Kugellampen unter der Decke glühten auf. Rasch sahen wir uns um.

»Da«, sagte Suko und deutete auf einen Pfeil an der Wand, über dem das Wort Konferenzraum stand.

Diesmal bemühten wir uns, möglichst leise zu sein. Falls die Vampire wirklich dort waren, sollten sie nicht schon vorher gewarnt werden.

Ich war aufgeregt. Das kam nicht von ungefähr. Sicher, ich hatte schon oft gegen Vampire gekämpft, aber in den vergangenen Fällen waren die Vorzeichen doch andere. Diesmal standen wir unter einem ungeheuren seelischen Druck. Die Blutsauger hatten Sheila Conolly und ihren Sohn in den Händen.

Nicht auszudenken, was sie mit ihnen anstellen konnten. Wenn ich daran dachte, wurde mir regelrecht übel, solch eine Angst hatte ich um die beiden.

Suko blieb vor der hellbraun lackierten Doppeltür stehen. Wie abgesprochen rutschten unsere Hände unter die Jacketts. Beide zogen wir die Waffen. Suko seine Eichenbolzen verschießende Druckluftpistole – ich meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta.

Wir nickten uns zu. Unsere Gesichter waren ernst. Kein siegessicheres oder kaltes Lächeln, wie es die Filmhelden zur Schau tragen, sondern äußerste Konzentration. Das Holz der Tür war zwar dick, aber trotzdem hörten wir das Gepolter aus dem dahinterliegenden Konferenzraum. »Okay«, sagte Suko, faßte nach der Klinke, drückte sie und riß mit einem Ruck die rechte Hälfte der Tür auf…

***

Harold Farmer löste sich von der Tür und sprang mit einem gewaltigen Satz auf den ihm am nächsten stehenden Mann zu.

Es war der jüngste Teilnehmer, und der reagierte erstaunlich wendig. Er wich aus, rammte die Fäuste vor und stoppte den Angriff des Blutsaugers.

Farmer wurde zurückgeschleudert.

Dom de Louise hatte mehr Glück. Allein durch sein Gewicht drückte er einen Mann zu Boden. Ein Stuhl ging dabei zu Bruch, aber das störte keinen.

De Louise stöhnte auf.

Weit öffnete er den Mund, er starrte auf das angstverzerrte Gesicht seines Opfers und präsentierte die langen, spitzen Zähne. Verzweifelt versuchte der Mann, den Vampir von sich abzuschütteln, doch die Masse war zu schwer.

Ein anderer schlug mit dem Aktenkoffer zu, traf Dom de Louises Rücken und verhinderte den tödlichen Vampirkuß für eine Weile.

Inzwischen hatte sich Harold Farmer wieder erholt. Noch immer stand er dicht vor der Tür und wollte gerade wieder angreifen, als die rechte Türhälfte mit Wucht aufgestoßen wurde.

Sie knallte ihm in den Rücken.

Farmer flog vor, verlor das Gleichgewicht, knallte dicht neben den

Schuhspitzen eines Mannes zu Boden.

Dann stürmten wir in den Raum.

Im ersten Moment waren wir unentschlossen, mußten Feind und Freund auseinanderhalten.

Dom de Louise, der unter dem Konferenztisch hindurch auf die Tür schaute, erkannte mich.

Vielleicht hatte er auch nur geraten, wer da mit gezogener Waffe in das Konferenzzimmer gestürzt war. Auf jeden Fall brüllte er laut und deutlich: »Sinclair!«

Da wußte auch Harold Farmer Bescheid. Er packte die Beine des neben ihm stehenden Mannes, zog sie ruckartig nach vorn, so daß der Mann fiel und auf ihn prallte. Blitzschnell drehte sich der Vampir herum, riß seinen Gegner mit ungeheurer Kraft hoch und benutzte ihn als lebende Deckung. Da feuerte Suko.

Es gab ein dumpf pfeifendes Geräusch, als der Bolzen die Druckluftwaffe verließ. Das Geschoß hätte eigentlich Dom de Louise treffen sollen, doch der Untote zog genau in dem Moment den Kopf ein, so daß der Bolzen über ihn hinwegpfiff. Das alles hatte nur wenige Sekunden gedauert, eine Zeitspanne, die normalerweise reichte, um einer Auseinandersetzung eine andere Richtung zu geben. Doch hier war alles anders. Wir hatten es nicht mit geübten Kämpfern zu tun, sondern mit panik erfüllten Menschen. Sie sprangen durcheinander. Jeder wollte gleichzeitig die Flucht ergreifen.

Nur der Mann, den Harold Farmer festhielt, wand sich verzweifelt in dem harten Griff des Untoten. Die Männer liefen mir in die Schußlinie. Ich konnte nicht feuern, ohne sie zu gefährden.

Und das kam auf keinen Fall in Frage. Auch Suko war behindert. Er sprang zwar zur Seite, aber da reagierte Dom de Louise und schleuderte ihm einen Stuhl entgegen. Suko wollte noch über das Möbelstück hinweg springen, verhakte sich aber und stolperte. Er fiel zu Boden, rollte sich geschickt ab und kam wieder auf die Füße.

Die Zeitspanne reichte de Louise, um mit seiner höllischen Kraft den langen Konferenztisch hochzuheben und umzukippen.

Schwer fiel er auf die Seite.

Ich mußte wegspringen, sonst hätte mich die Kante erwischt.

Wie ein fauchender Drachen schoß Dom de Louise hinter dem Tisch hoch. Sein Gesicht war verzerrt, die vorstehenden Zähne funkelten.

Aus einer Drehbewegung feuerte ich. Die Kugel fehlte, zupfte nur an seiner Schulter und klatschte in die Wand.

Der Schuß hatte die Panik noch vervielfacht. Inmitten der drei Männer drängte auch Dom de Louise zur Tür.

Keine Chance, ihn aufzuhalten.

Jetzt hatte auch Harold Farmer eingesehen, daß er weg mußte.

Seinen linken Arm hatte er um den Hals des Mannes gepreßt, er

selbst wurde von dem Körper gedeckt.
»Weg!« kreischte er uns an. »Geht weg, sonst ist der Mann tot!«
Wir blieben stehen.
Hastig tauschten Suko und ich einen Blick. Jeder wußte jetzt, was er zu tun hatte.
Wir ließen den Vampir kommen. Farmer schlich zur Tür. Er drückte den angstschlotternden Mann vor sich her.
Gleichzeitig bewegte sich Suko ein wenig zur Seite. Er und ich standen so weit voneinander entfernt, daß der Untote nicht uns beide gleichzeitig im Auge behalten konnte.
Mich hielt er für den gefährlicheren Gegner.
Und ich wartete bewegungslos auf Sukos Einsatz.
Mein chinesischer Partner enttäuschte mich nicht. Blitzschnell bückte er sich, faßte ein Stuhlbein mit der linken Hand und flog im nächsten Moment auf Harold Farmer zu.
Es war ein kraftvoller Karatesprung. Farmer sah nur einen Schatten, ließ seine Geisel instinktiv los und wandte sich halb um. Der Schlag traf seine Schulter.
Ein Untoter verspürt keinen Schmerz, trotzdem trieb ihn die Wucht des Aufpralls zurück.
Ich jagte vor, dann packte ich die Schreckens starre Geisel am Handgelenk und schleuderte sie auf die Tür zu, weg aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich.
Jetzt stand der Vampir gegen uns beide.
Und er wußte, was auf ihn zukam.
Es gab nur die eine Möglichkeit.
Suko war näher bei ihm. Er drückte ab. Der Eichenbolzen traf genau.
Harold Farmer taumelte, preßte beide Hände gegen die Brust und fiel nach hinten.
Schwer schlug er zu Boden. Und plötzlich glitt im Angesicht des Todes ein Lächeln über sein Gesicht. Harold Farmer war von einem unseligen Fluch erlöst.
Seine Seele hatte Ruhe gefunden.
Er würde sich nicht zu Staub auflösen, dafür war er noch nicht lange genug ein Geschöpf der Nacht gewesen.
Wir aber rannten aus dem Raum. Denn noch war ein Vampir übrig.
Von Dom de Louise sahen wir nichts.
»Wo ist er?« herrschte ich einen der Überfallenen an.
Die Männer standen mit bleichen Gesichtern und zitternden Knien auf dem Gang.
Der Mann, den ich angesprochen hatte, deutete auf die Treppe.
»Nach oben oder nach unten?« fragte ich.
»Oben!«
Ich gab Suko ein Zeichen, und einen Atemzug später begann die Jagd

von vorn…

***

Dom de Louise jagte die Stufen hoch. Noch vor wenigen Stunden hätte er bei seiner Körperfülle gekeucht wie eine altersschwache Lok, doch als Vampir besaß er Kräfte, die über das normale Maß weit hinausgingen.

Der Plan war schiefgelaufen, und im Innern des Untoten tobte die Hölle. Alles lief glatt, da tauchte dieser Sinclair auf. Woher wußte er Bescheid?

Immer wieder stellte sich de Louise diese Frage, während er zwei Stufen auf einmal nahm.

Aber so sehr er auch grübelte, er kam zu keinem Ergebnis. Dom de Louise kannte diesen Bau von Grund auf. Er kannte einen Weg, der über das Dach führte. Von dem großen Flachdach aus konnte er auf einen kleinen Anbau springen und von dort zu Boden. Eine Kleinigkeit.

In der letzten Etage war es ruhig. Hier oben befand sich das Archiv mit seinen Tausenden von Akten und Unterlagen. Bis jetzt fehlten die Mittel, um all die Informationen auf Magnetbänder zu speichern, so daß die Räume in dieser Etage nur mit Archivmaterial vollgestopft waren. Eine Eisentür führte in das Archiv hinein. Sie war verschlossen.

Der Vampir hatte damit gerechnet, aber wußte auch, daß der Archivar den Schlüssel immer unter der Matte versteckte, falls jemand länger arbeitete und Unterlagen benötigte. Das entsprach zwar nicht ganz der Vorschrift, doch es wurde stillschweigend geduldet und war für Dom de Louise zu einem unschätzbaren Vorteil geworden.

Er bückte sich, holte den Schlüssel unter der Matte hervor und schloß auf.

Bevor er jedoch das Archiv betrat, schlich er vor zur Treppe und lugte am Geländer vorbei in den Schacht. Gedämpft nur vernahm er die Stimmen. Lauter hörte er jedoch die Schritte, die auf die Steinstufen der Treppe klatschten. Die Verfolger kamen. Der Vampir verzog das Gesicht.

Für ihn lief die Zeit plötzlich doppelt so schnell. Er schlich zurück, betrat das Archiv und huschte in die Dunkelheit hinein. Wie ein Geist verschwand er zwischen all den Regalen, um etwa in der Mitte des Raumes stehenzubleiben. Unter der Decke befand sich eine Klapptür. Der Vampir wußte genau, wo sich der lange Stab mit dem Haken befand. Er holte ihn und drehte den Haken um die Öse an der Klapptür.

Dann zog er, die Tür schwang in den Raum hinein und fuhr automatisch eine leichte Aluminiumleiter aus, die sich dem Fußboden entgegensenkte und auf Gummipuffern stehenblieb. Wind pfiff in das

Archiv und wirbelte die Haare des Vampirs durcheinander.

Dom de Louise spürte nicht die Kälte und auch nicht den Wind. Für ihn zählte nur eins. Er mußte so rasch wie möglich verschwinden, ehe die Häscher ihn packten…

***

Die Häscher waren wir.

Und diesem Vampir verdammt dicht auf den Fersen. Leider wußten wir das nicht, als wir vor der offenen Tür des Archivraumes stehenblieben.

Die Dunkelheit warnte uns. Dort konnte man uns leicht eine Falle stellen.

Wir berieten uns flüsternd.

Da fegte ein Windzug aus der Tür. Kalt blies er uns ins Gesicht. Suko und ich zuckten zusammen, hatten beide den gleichen Gedanken.

»Der ist aus dem Fenster verschwunden«, zischte mein chinesischer Partner.

Ich betrat als erster das Archiv.

Obwohl mich der Luftzug geradezu verleitete, alles auf eine Karte zu setzen, blieb ich vorsichtig. Ich wollte nicht in eine Falle des Blutsaugers laufen.

Dem Geruch nach zu urteilen, war ich in einem Archiv gelandet. So roch es in allen Archiven der Welt. Nach Staub und Bohnerwachs.

Die Regale standen in Längs- und Querrichtung. Sie bildeten ein regelrechtes Labyrinth, in dem ich mich leicht verlaufen konnte, und deshalb riskierte ich es, die kleine Bleistiftlampe anzuknipsen.

Suko hatte sich von mir getrennt. Während ich vom Eingang aus nach links gegangen war, hatte er die rechte Seite genommen.

Mir fiel ein, daß ich das Licht hätte anschalten sollen, jetzt war es zu spät. Ich hätte den Schalter erst suchen müssen. Ich erreichte die Wand, die mit Fenstern nahezu bestückt war. Keines davon stand offen.

Demnach hatte uns der Luftzug genarrt. Oder der Vampir. Von den Fenstern aus gerechnet bis zu den Schmalseiten der Regale befand sich ein Zwischenraum von etwa einem Yard. Ich riskierte es jetzt und ließ den feinen Lampenstrahl kreisen. Außer umhertanzenden Staubkörnern sah ich nichts. Hörte aber im nächsten Moment den Ruf. »John!«

Das war Suko. Er schien etwas entdeckt zu haben. Ich lief den halben Weg wieder zurück, tauchte dann in einen Zwischengang ein, berührte mit der Schulter einen hervorstehenden Aktenordner und riß ihn aus der Reihe. Polternd fiel er zu Boden. Nur mühsam unterdrückte ich eine Verwünschung. Suko rief noch einmal.

Dann sah ich ihn. Er stand auf einer Trittleiter. Sie führte zum Dach

hoch. Aus einer offenen Luke pfiff der Wind. Suko duckte sich, neigte mir den Kopf entgegen und zischte: »Da oben ist der Blutsauger verschwunden. Er muß…«

Ich sah es im letzten Augenblick, erkannte die Gefahr, aber es war schon zu spät.

Der Schlag mit der Stange traf Suko völlig unvorbereitet. Ich sah noch den Schatten an der Lukenöffnung, und im nächsten Moment fiel mein chinesischer Partner von der Leiter. Schwer schlug er zu Boden. Die Stange hatte ihn im Nacken getroffen. Einem normalen Menschen hätte der Hieb wer weiß was angetan, doch Suko hatte karategestählte Muskeln. Er war zwar groggy, aber nicht bewußtlos. Rasch ging ich neben ihm in die Knie. »Kümmere dich um den Vampir!« keuchte er. »Mach schon, ich… au, verdammt…«

Ich konnte Suko ruhig allein lassen, steckte die Lampe weg und erklomm die Leiter.

Der Lauf der Beretta zeigte nach oben. Ich wollte schießen, sobald der Vampir auftauchte.

Doch den Gefallen tat er mir nicht. Er hatte sich auf das Dach zurückgezogen.

Mit dem Waffenlauf zugleich steckte ich meinen Kopf aus der Luke. Beißend fuhr mir der Wind in die Augen, schleuderte Staub mit sich, aber von meinem Gegner sah ich nicht einen Rockzipfel. Kein Wunder, denn auf dem Flachdach gab es genügend Verstecke. Mehrere gemauerte Kamine und einen Abfallberg aus rostigen Eisenteilen. Eine Brüstung, die das Dach begrenzte, entdeckte ich nicht.

Doch dafür sah ich den Vampir. Hinter einem Kamin schoß er hoch. Geduckt hetzte er auf den Abfallberg zu, und noch ehe ich feuern konnte, war er dahinter verschwunden. Jetzt wußte ich, wo er sich versteckt hielt. Ich schaute über das Dach hinweg und sah die nackten Äste der kahlen Bäume wie skelettierte Finger in die Luft ragen. Nebelschwaden umwehten sie, führten bizarre Tänze auf und wurden vom Nachtwind auf das Dach geweht, wo sie als lange, graue Schleier in der Luft hängenblieben. Es war kälter geworden. Die Luft roch nach Schnee, und der Wind stieß beißend durch meine Kleidung. Geduckt lief ich weiter. Nach wie vor hielt ich die Beretta schußbereit. Der Untote sollte mich nicht überraschen. Mit dem Rücken preßte ich mich gegen einen gemauerten Kamin. Ich sah den Eisenberg, der aus was weiß ich für Gründen hier gelagert wurde, schräg vor mir. »Komm raus!« rief ich. »Du hast keine Chance!« Der Vampir gab keine Antwort.

Ein kaltes Lächeln grub sich in meine Mundwinkel. Dieser Untote konnte mich nicht täuschen. Hier auf dem Dach saß er wie in einer Rattenfalle.

Und ich würde ihn mir holen! Ich wollte ihn lebend haben, denn er

war der einzige, der uns zu Kalurac führen konnte. Er mußte wissen, wo sein Meister saß. Daß zwischen dem Auftauchen der Vampire hier im Ministerium und der Entführung ein unmittelbarer Zusammenhang bestand, daran gab es für mich nicht den geringsten Zweifel. Und deshalb mußte ich den Untoten haben. Er würde mir sagen, wo Sheila und das Kind gefangengehalten wurden.

An eine andere Möglichkeit durfte ich gar nicht denken. Ich löste mich von der Mauer und huschte auf den Abfallberg zu. Aus der Nähe erkannte ich, daß hier alte Wasserrohre, Kräne, Leitungen und Waschbecken lagen. An den Seiten stachen die unförmigen Rohre wie metallene Fangarme hervor. Wieselartig huschte ich um den Abfallberg herum, blieb dann breitbeinig stehen – und sah nichts. Verdammt, der Vampir hatte mich geleimt! Ich drehte den Kopf. Da entdeckte ich ihn.

Gar nicht weit entfernt jagte der Vampir auf den Dachrand zu. Eine Deckung gab es zwischen dem Abfallberg und dem Dachende nicht.

Also nichts, hinter dem er sich verstecken konnte. Ihm blieb keine andere Wahl. Er mußte springen. Oder…?

Ich rief ihn an, während ich gleichzeitig loslief. »Stehenbleiben!«

Der Vampir hörte meine Stimme, schaute über die Schulter zurück, und ich sah in sein bleiches Gesicht. Drohend schüttelte er die Faust, und aus seinem Mund drang ein höhnisches Lachen. Vor dem Dachrand konnte ich ihn nicht mehr erreichen. Es gab nur eine Möglichkeit. Ich mußte schießen.

Abrupt blieb ich stehen, senkte den Pistolenlauf und zielte auf die Beine des Blutsaugers. Ich hoffte, ihn mit einer Kugel stoppen zu können.

Doch der Untote machte mir einen Strich durch die Rechnung. Urplötzlich stieß er sich aus vollem Lauf ab, und noch ehe ich reagieren konnte, war seine plumpe Gestalt über dem Dachrand verschwunden.

Einen Sprung aus dieser Höhe würde auch ein Vampir nicht ohne Schaden zu nehmen überstehen.

Ich verstand den Untoten nicht, hetzte zum Dachrand, stoppte dicht davor ab und starrte in die Tiefe. Der Vampir war nicht auf dem Boden gelandet, sondern auf einem Anbau. Etwa drei Yards tiefer lag das flache Dach. Die Teerdecke schimmerte. Dunst waberte vom Boden hoch, kroch über den Anbaurand und bildete kleine Wolken auf dem Dach. Ich sprang ebenfalls.

Hart kam ich auf, wurde von der Wucht des Aufpralls nach vorn geschleudert, spürte den Schmerz bis in die Schultern und rollte mich schulmäßig ab. Blitzschnell war ich wieder auf den Beinen. Und doch zu spät.

Der Vampir übersprang bereits das Anbaudach und war meinen

Blicken entschwunden.
Jetzt wurde es kritisch. Hinter dem Gebäude begann ein parkähnliches Gelände mit viel Buschwerk und dicht aneinanderstehenden Bäumen. Eine gute Möglichkeit für den Untoten, zu entkommen.
Ich erreichte den Dachrand, schaute nach unten, wollte springen, als der Fall eine dramatische Wende nahm. Wie ein Regisseur von einem überhöhten Bühnenplatz aus beobachtete ich die Vorgänge.
Der Untote war gut aufgekommen und eilte mit langen Schritten auf die Bäume zu.
Gleichzeitig leuchteten zwei strahlend helle Scheinwerfer auf und erfaßten mit ihren gleißenden Lichtlanzen den flüchtenden Blutsauger.
Der Vampir blieb stehen.
Erschreckt drehte er sich um, hob die Hand vor die Augen und sah nicht die Gestalt, die sich aus der Dunkelheit löste. Es war Marek, der Pfähler.
Mit Riesenschritten spurtete er auf den Untoten zu. In der rechten Hand hielt er den langen Eichenpflock. Es war klar, was er vorhatte.
»Nein! Nicht!« Ich brüllte mir die Kehle aus dem Leib. »Töte ihn nicht!«
Marek hörte nicht.
»Sieh her, Blutsauger!« schrie er.
Der Vampir wirbelte herum.
Marek war noch drei Schritte vor ihm. Und er befand sich in vollem Lauf.
Mit der gesamten Wucht seines Körpergewichts schnellte sein rechter Arm vor.
Und Marek traf genau.
Zusammen mit dem Vampir fiel er zu Boden. Sekundenlang blieben sie liegen.
Dann stand einer auf.
Es war Marek. Die Spitze des Eichenpflocks steckte tief in der Brust des am Boden liegenden Untoten.
Dom de Louise würde nie mehr versuchen, jemandem den Vampirkuß zu geben.
Er war tot.
Und meine letzte Chance dahin. Jetzt standen wir wieder am Anfang. Er hätte uns vielleicht sagen können, wo sich Sheila und der kleine Johnny befanden.

***

Wagentüren klappten.
Bill Conolly und Jane Collins stiegen aus dem alten VW. Sie schauten

zu mir hoch.

Ich winkte matt und kehrte dann zurück zu Suko.

Selten in meinem Leben hatte ich mich so mies gefühlt. Suko saß auf dem Boden und massierte seinen Nacken. »Teufel, hat der Kerl einen Schlag«, sagte er. Dann schaute er mich an. »Und?«

Ich sprang die letzten beiden Sprossen der Leiter hinunter. »Er lebt nicht mehr.«

»Ist doch gut«, meinte Suko. »Aber irgend etwas ist dir über die Leber gelaufen.«

»Ja.« Ich erklärte meinem Freund, weshalb ich so sauer war.

Suko sagte nur ein Wort. »Shit!«

Und damit traf er den Nagel genau auf den Kopf.

***

Wenig später gab es abermals betretene Gesichter. Am meisten ärgerte sich Marek.

»Tut mir leid«, flüsterte er, »aber das habe ich nicht gewußt.«

»Ich mache Ihnen ja auch keinen Vorwurf.« Ich sog an meiner Zigarette und ließ den Rauch durch die Nasenlöcher ausströmen. Neben mir verwünschte Bill sich selbst und die ganze Welt. Der Vampir lag vor uns auf dem Boden. Wir hatten die Mordkommission verständigt.

Ich wollte mit dem zuständigen Beamten reden und die Sachlage erklären. Die anderen fuhren zurück zum Yard. In meinem Büro sollten sie warten. Eine Stunde später war ich auch da.

Kaffeeduft wehte mir entgegen und erinnerte mich daran, daß ich einen Wachmacher gebrauchen konnte. Langsam trank ich das heiße Getränk. Bill deutete auf den Schreibtisch. »Da ist was für dich abgegeben worden, John.«

Ich stellte die Tasse weg, nahm den blauen Briefumschlag und schlitzte ihn auf.

Einen Absender entdeckte ich nicht, dafür flatterte mir ein weißer Zettel entgegen. Mit krakeliger Handschrift war eine Botschaft auf das Papier geschrieben worden.

WIR HABEN DIE FRAU UND DEN JUNGEN! ES GIBT NUR EINE MÖGLICHKEIT FÜR DIE BEIDEN, FREIZUKOMMEN! DU WIRST DICH UNS WAFFENLOS STELLEN, JOHN SINCLAIR! WARTE AUF EINE WEITERE NACHRICHT!

Ich legte den Zettel zurück auf meinen Schreibtisch, ging zum Fenster und starrte durch die Scheibe. In diesem Moment fühlte ich gar nichts, auch keine Überraschung. Irgendwie hatte ich mit dieser Wendung des Falles gerechnet.

Die anderen lasen die Botschaft ebenfalls.

»Mein Gott«, hörte ich Janes Stimme.

Bill trat hinter mich und legte mir seine Hand auf die Schulter.

»John«, sagte er mit kratziger Stimme. »John, willst du es tun?«

Langsam drehte ich mich. Bills Hand rutschte ab. Ich schaute meinen Freund an, sah ihm fest in die Augen und las darin die Verzweiflung und Angst, die er in diesem Augenblick empfand.

Hatte ich denn eine Wahl?

»Ja«, erwiderte ich. »Ich gehe auf den Vorschlag ein…«

ENDE des zweiten Teils